Dom João VI.

und

sein Hof.

Historisch-romantisches Gemälde

aus der neueren Geschichte

Portugals und Brasiliens

von

H. E. R. Belani.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1839.

Verlag von August Taubert.

Vierte Aufzeichnung.

Regenzeit in Portugal. — Sicherheit gegen feindliche Einfälle. — Elende Beschaffenheit des portugiesischen Militairs. — Privatschatz des Regenten. — Betrübniß der Condeça. — Nachricht über die Ankunft der Franzosen in Abrantes. — Beschaffenheit des französischen Heers. — Benachrichtigung des Regenten von diesen Ereignissen. — Geheimerathssitzung. — Beschluß, den Hof nach Brasilien zu versetzen. — Publicandum darüber mit Randglossen. — Eindruck auf die Bevölkerung von Lisbõa. — Grenzenlose Verwirrung in den königlichen Schlössern. — Scene der Einschiffung. — Aufnahme der Condeça im englischen Admiralschiff. — Unordnung bei der Einschiffung. — Wenig Adel und Männer von Bedeutung reisen mit. — Anfeindung und Gefahr des Staatssecretairs Dom Araujo. — Versuchte Einschiffung einiger Regimenter und Auflösung derselben. — Nächtlicher Markt. — Nahen der Franzosen. — Ungünstiger Wind. — Die Franzosen in Lisbõa. — Windstille. — Gefahr. — Absegeln der Flotte.

Lisbõa, den 26. November 1807.

Noch immer das abscheulichste Wetter — Schlammbäche in allen Straßen, Stürme auf dem Meere, Regengüsse auf den springenden Wellen des Tejo. —

Vor den Franzosen ist man sicher bei diesem Höllenwetter — so dachte man noch vor wenigen Stunden; — wie wollen sie durch diese Engpässe, auf diesen zerrissenen Wegen, über diese angeschwollenen Ströme und reißenden Gießbäche nur von der spanischen Grenzfestung Badajoz bis hierher vordringen? Man lacht über solches Gerede der Aengstlichen.

Zwar ist bekannt geworden, daß Marschall Junot mit wer weiß wie viel tausend Mann am 18. October von Bayonne aufgebrochen ist; aber zweihundert Stunden in solcher Jahrszeit mit einer Armee zurücklegen, durch ein Land, das weder Transport= noch Subsistenzmittel darbietet — das ist kein Spaß — eigentlich nach dem Urtheil aller portugiesischen Militairs keine Möglichkeit.

Politische Besorgnisse sind also die wenigsten, die man sich macht — man erträgt den Winter — der nicht einmal die Kraft hat, die Orangenbäume zu entlauben und die Kaktusstauden zu zerstören — so gut oder schlimm es gehen will, in Betten liegend oder in Mäntel gehüllt; denn Ofenwärme kennt man in Portugal so wenig, als auch nur den spanischen Kohlentopf. — Man friert lieber bei klappernden Fenstern und Thüren, die dort wenig

schließen, als daß man sich entschlösse, fremde Sitte anzunehmen. Und so hat der frierende Portugiese genug mit sich selbst zu thun und hat keine Lust, sich viel um Politik zu bekümmern.

Am sichersten ist der Hof, wie es scheint. Lord Strangford mag treiben wie er will — man denkt nicht mehr an das dem Regenten im ersten Schrecken abgedrungene Versprechen, den Sitz der Regierung nach Brasilien zu verlegen. Die portugiesische Flotte, welche bestimmt ist, den Hof nach Brasilien überzuführen, liegt vor Anker auf dem Tejo, bei dem maurischen Thurm von Belem, und hat alle Segel, Wimpel und Flaggen eingezogen — wie kranke Schwäne liegen sie da, diese acht majestätischen Linienschiffe, diese drei Fregatten, zwei Briggs und drei Corvetten, und alle die von Kaufleuten bewaffneten Handelsschiffe, welche die Fahrt um den halben Erdkreis mitmachen sollen, und die Matrosen und Seeofficiere füllen alle Lojas*) und Tavernen von Belem und Almeida und machen aus Langerweile tolle Streiche; — kein Mensch, der die Verhältnisse kennt, glaubt an die Möglichkeit, daß ein Prinz von so unentschlossenem Charakter

*) Buden.

eine so ungeheure Veränderung seiner ganzen gewohnten Lebensweise zu unternehmen den Muth haben werde. — Und weil immer noch kein fester Entschluß gefaßt war, so wurde auch nichts vorbereitet zu einer solchen Reise über das Weltmeer. Von der Stellung der Feinde hat man gar keine Kenntniß — wozu auch — da man steif und fest an die Unmöglichkeit des Vordringens in dieser Jahrszeit glaubt. Auch, glaube ich, würde man in Portugal für schweres Geld keinen Boten erhalten, um nur mit der Grenzfestung Elvas zu communiciren; Militairdetachements aber würde man gar nicht auf Recognoscirung aussenden können, denn die Leute und Officiere haben seit drei Monaten keinen Sold ausgezahlt bekommen und nichts im Leibe und nichts auf dem Leibe. —

Es ist, beiläufig gesagt, ein wahres Elend mit diesen Leuten — gestern noch zog mich ein Officier bei Seite, schlug seinen Mantel auseinander und zeigte mir seine Blößen, indem er um Gottes willen bat, ihm einige Testãos zu schenken oder zu leihen, da er Frau und Kinder habe, die sonst verhungern würden. — Die Kassen sind leer — nichts ist gewisser; aber wer hat sie geleert? — im Privatschatz des Regenten befinden sich über 200 Millionen

Franken, wie mir Senhor Sebastião vertraut hat, der als Privatbanquier des Regenten das wissen kann — und alle Minister mit ihren Familien sind reich; am schlimmsten aber befinden sich die Maulthiere in den königlichen Marställen; da viele Leute von dem Mais und Korn leben wollen, das ihnen geliefert wird: so sind sie vor Hunger zu kraftlos geworden, um die schweren Hofcarrossen fortschleppen zu können. Man bedient sich im Nothfalle gemietheter oder requirirter Thiere.

Der Flotte aber fehlt es am Nothwendigsten. Man bezweifelt sehr, daß sie im Stande sei, See zu halten. Gebe der Himmel, daß die Gefahr nicht so nahe ist, wie Senhor Sebastião in seiner klugen Voraussicht meint.

Heute war ich bei der armen Condeça. Ich erschrak bei ihrem Anblick. Der Glanz ihrer Augen ist fast erloschen, ihr feines Antlitz gebleicht — man kann nichts Interessanteres sehen, als diese schöne Leidende in ihrer stillen Duldung. Sie hatte noch nichts Näheres erfahren von ihrem Gatten, als mehrere Umstände, welche die früher erhaltene Mittheilung, daß Dom Epifanio nach Brasilien

deportirt sei, bestätigten. Von ihrer Tochter hatte sie indeß lange nichts gehört und noch weniger sie gesehen, weil es nicht leicht ist, aus dem Innern des Haushalts der Gemahlin des Regenten etwas zu erfahren. Sie hüllt gern all ihr Thun und Treiben in Geheimniß und hat auch Ursache genug dazu — denn es ist ein unheimliches Treiben in ihrem Wesen.

Die Condeça wußte indeß, daß ich durch meine Stellung in der königlichen Capelle Gelegenheit hatte, Manches zu hören und zu sehen, was Ungeweihten verschlossen blieb.

Ihre erste Frage war: «Wie geht es meiner armen Mariaquinha? — Haben Sie das Kind — die Seele meines Herzens gesehen?» —

«O mein Gott» — rief ich aus — «beruhigen Sie sich doch, Excellenza — das Kind ist wohl, Liebling der jungen Infantinnen, und hat in Dom Pedro einen Beschützer gegen die Unarten des kleinen Dom Miguel gefunden!»

«Kann mich das beruhigen?» — seufzte sie — «welche verkehrte Erziehung wird sie erhalten! — Kann ihr irgend etwas auf der Welt die Zärtlichkeit der Mutterliebe ersetzen — mir das Schmeicheln meines süßen Kindes? — O santa Senhora! —

wohin nun mit meinem Schmerz? — hier hält mich das Dasein eines geliebten Kindes zurück — übers Meer zieht mich die Pflicht der Gattin und die Liebe. — O nie, nie war gewiß ein menschliches Herz so getheilt zwischen zwei Hemisphären, wie das meinige! — Und die Reise des Hofes nach Brasilien — meine letzte Hoffnung — scheint man auch aufgegeben zu haben?» —

«Man temporisirt wenigstens, wie es die Diplomaten nennen» — entgegnete ich — «verschiebt die Reise bis auf günstigeres Wetter, indem es bei diesen Novemberstürmen keine Noth hat mit dem Anrücken der Feinde.»

«Anrücken der Feinde?» — fragte sie — «kann die Gefahr dringender sein, als wenn die Franzosen bereits zu Abrantes eingerückt sind?» —

«Wie, zu Abrantes — achtundvierzig Poststunden von hier?» —

«Gewiß — der Mercadore Contrebandista, der Ihnen auf der Reise nach Cintra solchen Schrecken gemacht, brachte mir so eben diesen Brief von meinem Schwager, dem Padre Leonio, der jetzt Bischof von Abrantes ist. Dieser schrieb mir, ohne irgend eine zarte Beziehung auf eine tiefe Leidenschaft, die der Unglückliche stets bewacht und

bekämpft, ohne sie ganz bannen zu können —: «So eben rückt die Avantgarde des französischen Armeecorps hier ein. — Eile, geliebte Schwester in Christo, Deine Kostbarkeiten einzupacken; — nach den Bravaden der Franzosen soll bei dem geringsten Widerstande kein Stein auf dem andern bleiben in Lisbõa? — Es würde übrigens ein Leichtes sein, diese Sansculottes wieder aus dem Lande hinauszuschlagen, denn, bei der heiligsten Mutter Gottes, nie habe ich so erschöpfte Soldaten in einem jämmerlicheren Zustande gesehen. Mit den forcirtesten Märschen, die ans Unglaubliche grenzen, haben sie ohne Geschütz und Munition die Grenzfestung Elvas umgangen, sind über Gebirge gestiegen, haben Ströme durchwadet und sich fortgeschleppt im Schlamme der Heerstraße, einen langen Schweif von Maroden und Kranken hinter sich herschleppend — Nachzügler, die zum Theil umkommen in dem abscheulichen Wetter, bei dem Mangel an Hospitälern und Verpflegung. — Wären es nicht Feinde — alles menschliche Gefühl möchte sich erbarmen bei diesem Elend. — Und solche Leute, die sich nur mühsam dem dumpfen Schalle der nassen Trommel nachziehen — solche Vagabonden von Soldaten — deren Anzahl gewiß auch

die Furcht der fliehenden Landbewohner übertreibt, die wollen die Eroberer von Portugal spielen? — Ha, wahrlich ein wohlorganisirtes Bataillon und eine halbe Batterie Kanonen könnte in diesen Engpässen das ganze Armeecorps des Marschalls Junot aufhalten und zurückschlagen! — wären nur in Portugal Soldaten, wie sie sein müßten, zu finden — allein man sagt dagegen, daß jene Bettler sich trefflich schlagen werden, wenn es zum Aeußersten kommen sollte. Der Donner einer Kanone könne ihre Todten erwecken, daß sie aufstehen und mitkämpfen; ein Commandowort gebe den Maroden Kraft und den Kranken Gesundheit. Es ist wahr, ein ganz andres reges Leben, eine unbegreifliche Lebendigkeit steckt in diesen Franzosen, als in unsern trägen Landsleuten. Schon allein der Gedanke, in Lisbõa als Sieger von allen Strapazen sich zu erholen, giebt ihnen die moralische Kraft, deren es bedarf, um ganz Portugal zu erobern.»

«Um Gottes willen, Excellenza» — rief ich — «geben Sie mir diesen Brief! Ich eile zum Regenten. Etwas Entscheidendes muß augenblicklich geschehen — entweder Flucht — oder Widerstand.» —

Die Condeça gab mir den Brief — ich eilte nach Belem in den Palast Bemposta.

Da ich die Fortsetzung dieses Tagebuchs in jener bewegten Zeit nicht täglich liefern konnte, so schrieb ich das Meiste aus späteren Erinnerungen nieder. Es nimmt daher von jetzt an mehr die Form von Memoiren an, und wird daher von jetzt an das Datum der Aufzeichnung fortgelassen werden.

Es war die Zeit, als der Regent so eben im Begriff war, sich in die prachtvolle, im maurischen Styl erbaute Kirche des Hieronymitenklosters zu Belem zu begeben. Ich benutzte diesen günstigen Augenblick, um mich ihm in den Weg zu stellen. So wie seine kleine runde Figur mit dem schwankenden Gange nahte, kniete ich nieder und hielt den von der Condeça empfangenen Brief empor. — So war es der Gebrauch, wenn man dem Regenten eine Supplik zu übergeben wünschte.

Der Regent blieb stehen, blinzelte mich an und rief aus: «Ah — unser braver Deutscher! — Nun, Freund, wie steht es mit Deiner Composition?» —

«Sire — ich würde schon mich erkühnt haben,

die Partitur **vossa Majestade fidelissima** respectvoll zu Füßen zu legen, wenn nicht....»

— «Nun — Deine Herzensangelegenheit mit der schönen Condeça....»

— «Majestät — halten zu Gnaden — diese Sache ist Herzensangelegenheit des menschlichen Gefühls; allein was mich hinderte, war die Besorgniß, daß die politischen Bewegungen des Augenblicks Allerhöchstdieselben hindern möchten, mir ein gnädiges Gehör zu schenken.»

— «Bah — die Franzosen verlachen Wir — die werden im Schlamm stecken bleiben bis über beide Ohren oder in der Guadiana ertrinken, wenn sie sich gelüsten lassen sollten, die Grenze zu überschreiten. Aber diese **Suplicazão** *) für die schöne Condeça — steck' sie nur wieder in die Tasche — Du fängst an, lästig zu werden, mein Sohn, mit dieser ewigen Plackerei wegen einer Bagatelle....»

«Halten zu Gnaden — es ist ein Brief vom Bischof zu Abrantes.»

«Gieb! — Der Bischof von Abrantes — Padre Leonio — ist ein frommer Mann. Was der schreibt, das haben ihm die heiligen Engel eingegeben.»

*) Supplik.

Damit nahm er mir den Brief aus den Händen und küßte die Aufschrift. — «Nun und der Inhalt?» — fragte er — «eine Fürbitte für seine schöne Schwägerin? — will mich denn Alles plagen mit dieser Geschichte? selbst der Himmel und seine Geweihten?» —

«Der Bischof schreibt: So eben rückt die Avantgarde des französischen Armeecorps hier ein u. s. w.» — entgegnete ich, vielleicht ein wenig zu rasch ihm die erschreckende Nachricht beibringend — denn seine Gleichgültigkeit in einer so wichtigen, das ganze Lebensglück einer so liebenswürdigen Familie betreffenden Angelegenheit hatte mein Gefühl verletzt. —

«In Abrantes?» — sprach er gedehnt — Einen Augenblick schien der Schreck der Ueberraschung mit dem ihm angeborenen Phlegma zu kämpfen; er ließ seine beträchtliche Unterlippe noch mehr als gewöhnlich hängen, schob dann eine Priese in seine bourbonsche Nase und sagte: «Ei — ei — so wird man sich denn doch beeilen müssen, einen Entschluß zu fassen!»

Damit nahm er noch eine Priese, reichte mir die Hand zum Kuß, schob den Brief in die Tasche der langen goldgestickten Schooßweste, und vor sich

hin brummend und nickend setzte er eben so langsam und bedächtig, wie er gekommen war, seinen Weg in die Klosterkirche fort.

Doch mehr Bewegung hatte meine Mittheilung unter den Umstehenden gemacht. Mehrere Fidalgos vom Gefolge des Regenten und einige Prälaten waren stehen geblieben und fragten mich jetzt weiter aus über jene Mittheilung. Ich fand keinen Grund, sie zu verheimlichen. Der bleiche Schrecken verbreitete sich auf allen Gesichtern. Man lief auseinander nach allen Richtungen der Windrose hin, und so hatte sich schon nach weniger als einer halben Stunde derselbe Schrecken über ganz Lisbõa verbreitet. Die Minister waren eben so schnell versammelt, man rief mich in die Geheimerathssitzung — ich mußte berichten, was ich wußte; man erstaunte — zweifelte, debattirte hin und her — sandte fort, den Regenten zur Session zu entbieten. — Schon hatten sich Tausende aus allen Volksclassen auf dem Platz vor der Klosterkirche eingefunden. Auch hier wurde mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit das Fliehen oder Nichtfliehen debattirt; doch kaum erschien der Prinz-Regent unter den auseinandergeschlagenen rothen Vorhängen des Kirchenportals, so warf sich Alles in

gewohnter Unterwürfigkeit auf die Kniee und erwartete schweigend, in der ängstlichsten Spannung, die Entscheidung des Regenten. — Es erfolgte nichts der Art. Mit kaltem Kopfnicken reichte er links und rechts seine Hand zum Kuß und war bald verschwunden mit seinem Gefolge unter der Colonnade des nahen Palastes.

Nach einer Stunde erst verbreitete sich die Nachricht, es sei die Abreise auf den 27. November festgesetzt. Alles war in Bewegung. Ich eilte zu der Condeça, um sie davon zu benachrichtigen. Sie war sogleich entschlossen, dem Hofe nach Brasilien zu folgen, und bat nur, daß ich sie abholen und für einen Platz auf einem der Schiffe sorgen möge, wenn es wirklich zur Abreise kommen sollte.

Gegen Abend verkündete ein Manifest des Regenten — welches nach üblicher Sitte von einem Herold bei Trommelschlag an allen Straßenecken abgelesen wurde — den Portugiesen den Entschluß, die Königin und seine Familie, so wie den ganzen Hof nach Amerika zu versetzen, und seine Residenz, bis zum allgemeinen Friedensschluß, in Rio de Janeiro zu nehmen.

Es hieß in diesem Manifest: «Nach der Erschöpfung des Staatsschatzes, und der beständigen

Aufopferungen ungeachtet, ist es Uns nicht möglich gewesen, Unsern geliebten Unterthanen die Wohlthat des Friedens zu erhalten. Die französischen Truppen befinden sich auf dem Wege nach der Hauptstadt. Widerstand zu leisten, hieße das Blut tapferer Männer ohne Nutzen für das Vaterland vergießen. Da Unsere Person besonders der Gegenstand unverschuldeter Feindschaft des Kaisers Napoleon ist: so wollen Wir Uns aus Liebe zu Unserem Vaterlande entfernen, um die Summe der Leiden zu vermindern, die auf dem Lande lasten würden.»

«So viel Irrthümer als Worte» — flüsterte mir eine zischelnde Stimme zu, als ich, vom Balcon meiner Wohnung herabschauend, zum ersten Mal diesen Ausruf mit angehört hatte — ich wendete mich rasch um — es war Senhor Sebastião, der durch eine der offenen Balconthüren unbemerkt zu mir getreten war.

«Nun — und wie meinen Sie das?» — fragte ich, mich rasch umwendend.

«Ei» — antwortete er — «Ew. Herrlichkeit kennt die Lage Portugals so gut wie meine Wenigkeit. **Verdadeiro Deos!** — wo ist denn dieser Staatsschatz geblieben, dessen Mangel den

Regenten nöthigen soll, nach Brasilien auszuwandern — nun — die ganze Welt weiß es: in den Koffern **de sua Majestade fidelissima.** Und das sind die Aufopferungen, die er gemacht hat, um Frankreich zu versöhnen und den Frieden zu erhalten, daß er das Interesse der Engländer, deren Handelsmonopole Portugal aussaugen, nicht aufopfern wollte. Aber wo, um des Himmels willen, sind die tapfern Männer, deren Blut nicht vergossen werden soll? — Wären sie so tapfer in der Schlacht wie bei der Schüssel, wenn sie einmal in diesem Leben wieder das Glück haben sollten, zum Sattessen commandirt zu werden: — **para Deus!** — man würde die Franzosen, die matt sind wie die Fliegen, leicht wieder hinausschlagen aus dem Lande. Uebrigens ist die werthe Persönlichkeit des Regenten dem Welteroberer viel zu unbedeutend, um ihn zu hassen; dagegen ist es das süße Zuckerbrötchen von Portugal, das der große Länderverschlinger zum Dessert der spanischen Mahlzeit — woran er sich den Magen verderben möge — verschlingen möchte. — Sehr naiv endlich ist das Bekenntniß, daß sich mit der Entfernung des Regenten die Summe der Leiden vermindern würde, die seine Regierung über Portugal gebracht hat — —

so wenigstens ließe sich das Schlußwort der Proclamation glaubhafter erklären.

Merkwürdig war der Eindruck des erwähnten Manifestes auf die zahlreiche Bevölkerung aller Classen, die während des strömenden Regens mit breiten Wachstuchhüten und in Mäntel und Regentücher gehüllt, oder die spitze Capota ihrer Mäntel über den Kopf gezogen, sich auf allen Straßen und Quais gesammelt hatten und besonders unter den Arcaden der Paläste und Kirchen sich drängten. Im ersten Augenblick war Alles betroffen. Dann aber glich die ganze ungeheure Volksmenge einer einzigen großen Familie. Was Einer fühlte, empfand Jeder. Bekannte oder Fremde, die einander begegneten, drückten sich gegenseits die Hand, sahen einander schweigend in die zährenfeuchten Augen und schieden mit dem portugiesischen Trostworte, dem einzigen, dessen sie mächtig waren: — **tenha paciencia** — fügt Euch in Geduld!

Es war ein rührender Zug im portugiesischen Volkscharakter, diese Trauer, die nichts weiter war, als die jedem Portugiesen angeborene Liebe und Verehrung zu seinem Königshause. Es müssen

viel Leiden dazu gehören, eine solche Volksliebe auszurotten — die bisherigen haben es noch nicht vermocht.

Nun drängte sich Alles nach dem Quai von Belem. Trotz des ungeheuren Morastes sah man hier eine unermeßliche Menschenmenge, Kopf an Kopf gedrängt. Jeder wollte noch einmal diese unglückliche Familie sehen — Tausende ihres Gefolges sollten sie begleiten — da gab es auch in den Familien unter Freunden und Bekannten Thränen des Abschiedes.

Mich hatte ein Auftrag von Seiten der Hofintendanz der Capelle noch am Abend des 26. nach Queluz geführt, dem bekannten Lustschlosse des Regenten, mit dem herrlichen botanischen Garten, den Dom João so liebte; dort hielt er sich auf, um mit seiner Familie, die von Romalhão dorthin beschieden war, zugleich abreisen zu können. Allein, nun einmal die Flucht beschlossen war, vereinigten sich Aengstlichkeit und Ungeduld, sie auf das Aeußerste zu beschleunigen, und da Alles den Kopf verloren hatte, auf unbegreifliche Weise zu übereilen.

Es war eine unbeschreibliche Verwirrung in allen königlichen Schlössern. Die Tausende der königlichen Bedienten rannten die ganze Nacht durch

einander — oft Einer gegen den Kopf des Andern — dieser trug ein Geräth, jener ein anderes, was oft Niemand gebrauchen konnte. Vorhänge und Stukkaturen wurden heruntergerissen, Vasen und Statuen fortgeschleppt — in Haufen wurden in den Vorhallen und auf dem Schloßplatze Tische und Stühle, Käfige mit Papageien, Pendülen und Betten, Alles durcheinandergeworfen, und nun fehlte es an Wagen oder Händen, das königliche Geräth weiter zu transportiren. Kamen auch von den gemietheten Ochsenkarren oder Maulthieren einige auf den Platz, so fielen gleich Hunderte darüber her, sie für ihr kleines Privateigenthum in Beschlag zu nehmen. So ging es die ganze Nacht hindurch; Windlichter irrten durch alle die hohen verwüsteten Gemächer, und hielte nicht das Ehrgefühl selbst den niedrigsten Portugiesen ab, einen Diebstahl zu begehen, den sie für gemein und ehrlos halten, während ihnen Raub und Mord noble Passionen sind: so würde bei dieser Gelegenheit viel gestohlen sein; allein die Ehrfurcht vor dem Eigenthum der königlichen Familie bewog selbst viele aus dem Volke, bei dem Transport und der Einschiffung behülflich zu sein. — Sogar Bettler sah man Kostbarkeiten tragen, von deren Erlös sie das ganze

Leben hindurch sich hätten erhalten können — aber nichts wurde gewissenhafter zur Stelle geliefert, als solcher scheinbarer Raub; nur ging dann wieder Vieles bei der Unordnung der Verpackung verloren.

Das Einzige, was mit einiger Ordnung eingeschifft wurde, war der königliche Schatz. Sechs Männer unter militairischer Begleitung und Aufsicht des Schatzmeisters hatten schon am vorigen Tage angefangen, sich mit dem Transport der Diamanten und Goldsäcke zu beschäftigen, die auf Maulthieren bis auf den Caes de Sodrè geführt wurden, um dort in die große königliche Barke geladen zu werden. Man schleppte die ganze Nacht hindurch bei Fackelschein, ohne alle Störung von Seiten des Volks, welches in schweigender Ehrerbietung die unermeßlichen Reichthümer eines Fürsten fortführen sah, dessen Minister das Land ausgesogen, alle Kassen geleert, die Verwaltung zerrüttet und alle Beamte unbezahlt gelassen hatten. Ueber zwei Drittel alles baaren Geldes, das in Portugal circulirte — eine Summe von 200 Millionen Franken in Diamanten und Gold — nahm, wie mir Senhor Sebastião versicherte, der Regent mit nach Brasilien.

Um neun Uhr Morgens, am 27. November 1807, war die Einschiffung der königlichen Familie be-

stimmt; allein die Angst und Verwirrung, die im Palast von Queluz herrschte, hatte Alles übereilt, so auch die Abreise der allerhöchsten Herrschaften.

Zuerst war der Regent mit dem Infanten von Spanien in einer alten, von Maulthieren gezogenen Hofkutsche, mit einem einzigen Diener, auf dem Quai von Belem angelangt. Hier herrschte eine wahrhaft groteske Verwirrung. Kein Mensch war dort bereit zum Empfange des Monarchen. Der Koth war so tief, daß die Räder des Wagens nicht selten bis unter die Achsen einsanken. Keine Wache stand am Ufer, das Volk zurückzuwehren, und dieses drängte von allen Seiten heran, mit Thränen in den Augen, um ihrem scheidenden Fürsten zum letzten Male die Hand zu küssen.

Der Wagenschlag war geöffnet; das Boot mit den zwölf schwarzbraunen, blau und roth gekleideten königlichen Matrosen hielt unten an der breiten Calcada des Caes de Sodrè. Aber bis dahin war noch ein Sumpf zu durchwaden, der von mehreren hundert Maulthieren und vielen tausend Menschen aller Farben und Nationen zu einem wahren Brei zusammengetreten war. Dom João machte einen Versuch, auszusteigen, aber er wagte es nicht. Hundert Hände erhoben sich, um den Regenten in

die Barke zu tragen; allein er war nicht zu bewegen, sich den Armen treuer Unterthanen anzuvertrauen. —

«Ich bin zu schwer» — rief er ihnen zu — «ich will Euch nicht belästigen, Kinder! — Oder meinen Ew. Liebden nicht» — raunte er dem Infanten zu — «daß unter diesen schwarzbraunen Galgengesichtern mehr als ein Jacobiner sein könnte, der Lust hätte, mir ein Messer in den Leib zu stoßen — wie?»

In diesem Augenblick theilte sich die Menge, und zwei Corporale von der Polizeilegion warfen Bretter vor dem Wagen in den Koth. Alsdann führten sie erst den zitternden Monarchen und dann den Infanten unter den Armen bis auf die Calcada und halfen ihnen bei der Einschiffung. Uebrigens hatte das lange, große Gesicht des Regenten einen merkwürdigen Charakter von Seelenlosigkeit. Seine hängende Unterlippe und Wangen, die gebogene Nase und die matten halbgeschlossenen Augen gaben ihm mehr das Ansehen eines Blödsinnigen, der sich ohne Willen und Bewußtsein führen läßt, wie ein Kind, als eines Monarchen, der sein Reich verläßt, um es dem Feinde als Beute zu überlassen. War es Gefühllosigkeit — die sich doch kaum glauben

läßt in einem so großen Moment; oder war es jene Uebermacht des Gefühls, die, wenn alle Geisteskraft erschöpft ist, zu einer wahren Erstarrung aller Seelenthätigkeit führt? — Dabei gab ihm das Bewußtsein oder die Gewohnheit der Repräsentation noch einige äußere Haltung in seinem Wesen, die aber eine unheimliche Starrheit auf seine Gesichtszüge und in seine Augen gebracht hatte, sobald er diese hob, um sich noch einmal, einen Abschiedsgruß mit der Hand zuwinkend, gegen das Volk zu wenden. — Mit der Hand wehrte er die andrängenden Menschen zurück, die, laut weinend, noch einmal seine Kniee umfassen wollten.

Ihm folgte nach einiger Zeit der Wagen der unglücklichen Königin. Diese saß vorgebeugt, mit beiden Händen sich festhaltend und mit einem so angstvollen Gesichte und so irren Blick, als ob sie fürchte, zu fallen, in ihrer Seja. Und doch soll sie auf der Fahrt hierher einige Male lichte Zwischenräume ihrer Gemüthskrankheit gehabt haben, in welchen sie mehr Adel der Seele verrathen als ihr Sohn, Dom João, in seinem ganzen langen Regentenleben jemals gezeigt hat. — Man erzählte sich, daß diese edle königliche Greisin in einer lichten Stunde sich die Leiden und die politische Lage

von Portugal habe auseinandersetzen lassen, und dann mit aufflammenden Blicken und feinem Erröthen der bleichen Wangen gerufen habe: «Ei, warum verlassen wir denn das Königreich, ohne gestritten zu haben?» — Und als auf der Fahrt zur Einschiffung ihr Bolero *) etwas schnell gefahren sei, habe sie ihm zugerufen: «Nicht so schnell — man könnte sonst glauben, wir flöhen.» Nun aber wurde sie aus dem Wagen gehoben und auf einen Tragsessel gesetzt. In diesem Augenblick kam wieder der Nebel des Wahnsinns über ihr Gemüth. Sie schrie wie gewöhnlich, man wolle sie mit Teufelskrallen in die Hölle führen; ihre Seele brenne schon, denn sie habe sich gegen den heiligen Geist versündigt. — Dabei sträubte sie sich so, daß man sie mit Gewalt einschiffen mußte.

Alsdann kam die Gemahlin des Regenten, Donna Carlotta Joaquina, mit ihren sieben Kindern in einigen altmodigen Carrossen angefahren. Sie zeigte mehr Fassung als alle übrigen Mitglieder ihrer Familie; — ihre Töchter, die jungen Infantinnen, weinten, Dom Miguel schrie nach seinen Ziegenböcken, die man vergessen hatte mit ein-

---

*) Kutscher.

zuschiffen, und strampelte mit den Beinen, als man endlich auf Befehl der Regentin genöthigt war, ihn mit Gewalt in die Barke zu bringen. Dom Pedro — der neunjährige Prinz — war fast der Einzige, der auf seinen schönen Zügen eine wahre Wehmuth mit einer würdigen Haltung vereinigte.

Die Letzten, die eingeschifft wurden, waren die Witwe des verstorbenen ältern Bruders des Regenten, und die jüngere Schwester der Königin — Beide alte Damen, die durch die Störung ihrer gewohnten Bequemlichkeit und Ruhe mehr belästigt zu werden schienen, als durch den Gedanken, ihre Heimath verlassen zu müssen. Ihre kalten Gesichter sahen sehr verdrießlich aus.

Indeß hatte sich auch die Condeça von Lavradio eingeschifft, und zwar unter meiner Begleitung. Es war unmöglich gewesen, ihr auf irgend einem portugiesischen Schiffe ein Unterkommen zu verschaffen, ihr trauriges Schicksal und die Verstimmung des Regenten gegen sie waren schon zu bekannt geworden, um nicht jeden Schiffscapitain bedenklich zu machen, eine so dringende Sollicitantin mit nach Brasilien überzuschiffen. Nur für vieles Geld gelang es mir, ihr in dem Admiralschiff der englischen Convoiflotte eine Aufnahme zu verschaffen.

Ihre erste Frage, als ich sie abholte, war, ob ich ihre Tochter nicht gesehen habe bei Gelegenheit der Einschiffung. Leider mußte ich dieses verneinen; allein ich mochte ihr aus Schonung gar nicht sagen, daß sie wenigstens in dem Wagen der königlichen Kinder nicht befindlich gewesen war. Hatte man sie vielleicht früher oder später mit ihrer Gouvernante dennoch an Bord geschickt, ich wußte es nicht und konnte es auch nicht erfahren.

Die Gunst, die mir der Regent fortwährend erwies, hatte mir das freilich etwas unbequeme Glück verschafft, auf dem portugiesischen Admiralschiffe, worauf sich die königliche Familie befand, die Ueberfahrt machen zu dürfen. — Unbequem, sage ich, denn die kleine Coje, die mir als Wohn- und Schlafstelle angewiesen ist, befindet sich im untern Verdeck dicht über dem Wasserspiegel, so daß jede etwas hochgehende Welle gegen mein kleines Fenster schlägt.

Man rechnet, daß an diesem Tage und am folgenden an 15,000 Menschen eingeschifft wurden — Alles durcheinander, Bedienten und Herrschaften, Mönche und Prälaten, Weiber und Soldaten,

das köstlichste wie das unnützeste Geräth. Man kann sich denken, welche Scenen der Unordnung und der grenzenlosesten Verwirrung es dabei gab. Es war eine Menge Volk, das sich einschiffte, ohne Subsistenzmittel und oft ohne irgend einen andern Beweggrund dieser Leute, als daß sie vielleicht unter den Bedienten des Regenten einen Verwandten hatten, oder aus Neugier die neue Welt sehen wollten, ohne es sich viel kosten zu lassen. Die Capitains nahmen auf — Alles durcheinander — so viel der Schiffsraum nur fassen wollte, ohne sich um die Namen, den Rang oder Paß der Mitreisenden zu bekümmern. — Doch so viel wollte man bemerkt haben, daß verhältnißmäßig nur wenige bedeutende Fidalgos und Titulados dabei waren. Die meisten der Auswanderer waren wirklich bei Hofe angestellte Personen, und schon diese betrugen eine Legion. Berühmte Namen oder reiche Familien hörte man gar nicht unter den Mitreisenden nennen. — Freilich hatten sie auch das Meiste zu verlieren; allein das hätte doch Manchen nicht abgehalten, wenn nicht der Regent, der den Adel haßte und fürchtete, nur ungern das Mitgehen vieler Adeligen gesehen hätte. Auch war es ein Beweis, daß auch ihm die Stimmung des Adels nicht

günstig war. An bedeutendern Männern im Gefolge des Regenten bemerkte man nur den General Napion, den Arzt Vieira, den Hofwundarzt Piecanço und wenige Andere.

Alles blieb ruhig, bis der Staatssecretair der Finanzen, Dom Araujo, unter den sich Einschiffenden erkannt wurde. Aber nun entstand ein wildes Geschrei in den bewegten Volkshaufen: «Nieder mit ihm — **Morro Araujo** — Tod dem großen Spitzbuben, der Portugal bestohlen und verrathen hat.» — Schon wurden Steine und Koth gegen ihn geschleudert, Messer wurden gezuckt — immer dichter umdrängten die braunen, sonnverbrannten Gestalten seinen Wagen. — Ein solches aufrührerisches Geschrei hat in Portugal in politischer Hinsicht wenig zu bedeuten, denn das Volk bekümmert sich im Ganzen wenig um Politik; allein desto mehr war es hier furchtbar, weil der gemeine Portugiese um einen Mord mehr oder weniger auf seinem Gewissen nicht viel giebt. Doch unter dem Schutz eines Geistlichen gelang es dem Minister, sich aus dem Getümmel zurückzuziehen, und erst in der folgenden Nacht schiffte er sich wieder ein.

Man versuchte auch einige Regimenter einzuschiffen, aber sie verweigerten den Gehorsam, bis

sie ihren rückständigen Sold empfangen würden. Nur das dreizehnte Infanterieregiment zeigte sich folgsam, und die Mannschaft bestieg mit Gewehr und Sack und Pack die zu ihrer Einschiffung bestimmten Barken. Aber wohin nun? — Niemand hatte daran gedacht, Ordre zu geben, auf welchen Schiffen der Transport der Soldaten geschehen sollte. Das Regiment zeigte sich an der Backbordseite mehrerer Schiffe, aber keines war zu dessen Aufnahme eingerichtet. Ueberall zurückgewiesen und von der Commandantschaft auf dem Lande nicht wieder aufgenommen, blieb dem Regimente nichts weiter übrig, als sich aufzulösen.

An das Nothwendigste hatte man am wenigsten gedacht, nämlich die Flotte für eine Macht von 15,000 Passagieren hinreichend zu verproviantiren. Als dieses bekannt wurde, ließen sich die Vorsichtigsten in großer Anzahl wieder ans Land setzen, um, wo möglich, sich selbst mit Mundvorrath zu versorgen. Nun wurden noch um Mitternacht vom 28. auf den 29. eine Menge Krambuden auf dem Quai von Belem aufgeschlagen, damit man sich mit dem Unentbehrlichsten versorgen könne.

Die Flotte war nämlich durch den ungünstigsten Südwestwind am Auslaufen verhindert. Dazu

kam die Schreckensnachricht, daß die Vorhut der Franzosen bereits am 28. November Abends in Azambuja, drei Stunden von Lisbõa, angelangt sei. Schon am 29. oder 30. konnten sie hier einrücken und dann die Kanonen aller Forts am Strande gegen die portugiesische Flotte richten und die königliche Familie zwingen, ans Land zu gehen und sich gefangen zu geben.

Endlich am 29. setzte sich der ungünstige Wind plötzlich in günstigeren Nordwind um. Nun war Alles auf den Schiffen in der rascheſten Bewegung. Die Anker wurden gelichtet, die Segel schwollen an, Matrosen kletterten an den Wänden des Takelwerks auf und nieder. Man kann sich kein belebteres Gemälde denken, als in diesem Augenblick die Bewegung auf jedem Schiffe darbot. — Und welch ein Getöse überall! — Das Knarren der Kloben am Tauwerk und der Ankerwinden, der taktmäßige Tritt der Matrosen, die an den Bäumen der Winde im Kreise herumgehen, wie ein Pferd in der Roßmühle, begleitet von dem monotonen Ruf der Matrosen: «Hoya! hoya! Mocos!» — der gellende Klang der Bootspfeife, die durch Sprachröhre hinauf und hinunter und nach allen Seiten hin gerufenen Commandoworte; — nur der

Donner der Kanonen — der sonst jedes ankommende oder absegelnde Schiff begrüßt, begleitete nicht die königliche Abfahrt, und diese gewann dadurch noch mehr den Anschein einer Flucht, als ohnehin schon der Fall war. — Doch als eben das Geschwader den Hafen verlassen hatte, trat zum neuen Entsetzen eine Windstille ein, welche die Flotte nöthigte, im Angesicht des Hafens, in der Mündung des Tejo, noch vor der Barre desselben regungslos liegen zu bleiben.

Das war eine schreckliche Lage; schon hörten wir von den Höhen von Alcantara herab Junot's Kanonen donnern. — Ganz Lissabon war auf den Beinen, und Kopf an Kopf gedrängt füllte eine unermeßliche Menschenmenge die Quais.

Der Wasserspiegel war auf der Oberfläche vollkommen eben, aber in der Tiefe bewegt. — Die Schiffe zitterten auf ihren Kielen ruhend. Alle Anzeichen eines Erdbebens waren vorhanden — Gott selbst schien zu drohen.

Ich war noch einmal mit einer leicht segelnden Fischerbarke ans Land gegangen. Wie verändert fand ich nun die Stimmung des Volks! Man hatte endlich begriffen, daß der Regent sich von der Sache Portugals losgesagt habe — man fürch-

tete die Franzosen als Jacobiner, welche ihren Adel und ihre Priester verjagt hatten — man erzählte sich Greuelscenen aus dem Guerillakriege in Spanien und befürchtete, hier Aehnliches erleben zu müssen. Ein allgemeines Murren lief durch die Menge — man fürchtete die Gefangennehmung des Regenten und verwünschte ihn doch zu allen Teufeln. — Fluchen und schimpfen können der Portugiesen nicht: dafür hat ihre höfliche Sprache keine Worte; allein auf ihren markirten Zügen und bei der Lebhaftigkeit ihrer Action beim Reden gab sich ihr Unwille durch die sprechendsten Verzerrungen kund. —

In diesem Augenblick — es war Morgens sieben Uhr — ertönte von Schiff zu Schiff ein Ausruf des Schreckens. Auf den Höhen von Alcantare hatte man Bajonette in der Sonne blitzen gesehen, und bald rasselten Trommeln von allen Höhen herab, und lange Linien fremder Soldaten erschienen mit blitzenden Adlern und weithin tönender Regimentsmusik — auf den Hauptplätzen der Stadt, der Praça do Commercio, der Praça de Romulares, dem Caes de Sodrè. — Alles zitterte — schon glaubte man, die Kanonen der Forts spielen zu hören, man zweifelte nicht, im nächsten Augenblick schon französische Batterien auffahren

zu sehen — man wußte nicht, daß die Franzosen, die nur drei Tage und drei Stunden gebraucht hatten, um die 48 französischen Postmeilen von Abrantes nach Lisbõa zurückzulegen, nur wenig leichtes Feldgeschütz auf diesen forcirten Märschen hatten mitführen können. Man denke sich die Aengstlichkeit der Gemüther auf allen Schiffen, die wie Blei so regungslos auf dem breiten Strome lagen.

Die Regenwolken hatten sich getheilt — es war eine Härte vom Schicksal, das dem Regenten und allen Flüchtlingen noch einmal ihr geliebtes Lisbõa im prachtvollsten Sonnenglanz zeigte, aber auch im Glanz der feindlichen Waffen. In diesem Augenblick schwellte ein frischer Landwind die Segel — die Matrosen jauchzten, die Flüchtlinge weinten — jedes Schiff bewegt sich — mit Tüchern und Hüten wird dem Lande das letzte Lebewohl zugewinkt — und dort auf dem Thurm des Palastes von Ajuda weht schon — entsetzlicher Anblick — die dreifarbige französische Flagge. — Marschall Junot hat dort seine Residenz genommen — die vertriebene Königsfamilie aber fliegt über die Barre des Stroms hinaus in das freie, weite, unermeßliche Weltmeer. — Welche Gefühle — welche Thränen bilden ihr Geleit!

Fünfte Aufzeichnung.

Die Franzosen in Portugal. — Vertreibung derselben. — Englische Blokade. — Sturm. — Windstille. — Weitersegeln. — Dom Pedro und Mariaquinha während des Sturms und später. — Antrag des englischen Admirals Sir Sidney-Smith und Ablehnung desselben. — Dom Pedro's Bemühen, sich Kenntniß vom Seewesen zu verschaffen. — Seine classische Lectüre. — Mangel auf den Schiffen. — Die Flotte geht nach Bahia. — Etiquette auf dem Admiralschiffe. — Dom Miguel's Treiben. — Mariaquinha. — Mittheilungen an die Condeça. — Das tropische Meer. — Kinderliebe. — Die Jagd des Haifisches. — Lebensgefahr. — Dom Miguel's Bosheit.

Dom Sebastião war in Lisbõa zurückgeblieben. Aus seinen Briefen theile ich hier mit, was sich dort nach der Abreise des Hofes begab.

Volkshaufen aus der Stadt und vom Lande hatten die Quais und alle Anhöhen bedeckt, die eine Aussicht auf die Mündung des Tejo gewährten. So lange noch ein Segel von der königlichen Flotte zu sehen war, hatten sich Aller Augen auf das Geschwader gerichtet. Aber bald nahm der Schmerz

einen anderen Charakter an. Die französischen Trommeln und Bajonette erschreckten alle Gemüther. Priester, Soldaten, Fidalgos und Bürger dachten von jetzt an nur auf ihre persönliche Sicherheit. So lange die königliche Familie noch im Angesicht von Lisbõa war, herrschte dort eine düstere Betäubung; nach ihrer Abfahrt ging die Furcht und Verzweiflung in Verwirrung über. Zahllose Familien entflohen aus der unglücklichen Stadt und zogen sich auf ihre, mit hohen Mauern umgebenen, Quintas trotz der noch wüthenden Winterstürme zurück. Die Soldaten entliefen schaarenweise von ihren Fahnen. Räuber und Mörder kamen aus ihren Verstecken in den Ruinen hervor, und Lissabon stand in Gefahr, daß sich die Greuelscenen erneuten, welche dem Erdbeben von 1755 gefolgt waren.

Der Prinz-Regent hatte vor seiner Abreise eine Regentschaft eingesetzt, unter dem Vorsitz des Marquis von Abrantes, und in einer Proclamation befohlen, die Franzosen als Freunde zu empfangen. — Bei ihrem Einrücken fand nicht die geringste Unordnung statt. Erst am 13. December, als Marschall Junot bei einer Revue auf dem großen Roscio-Platze die große französische Fahne einwei-

hen wollte, entstand eine Gährung. Das Volk drängte sich auf dem Wege, den die Soldaten nahmen. — Diese Gährung hatten einige Feuerköpfe benutzt zu dem Versuche, den Pöbel in hellen Aufstand zu bringen. Um Mittag donnerten plötzlich und unerwartet die Kanonen aus den Mauern eines alten Schlosses, das die Stadt beherrscht. Alles blickte dorthin; weder Franzosen noch Portugiesen wußten, was das zu bedeuten habe, als plötzlich auf der Höhe des Thurms die dort schwebende Fahne mit Portugals Wappen herabgesenkt wurde und darüber die drei Farben mit dem Bilde des kaiserlichen Adlers sich erhoben. — Ein Schrei des Unwillens von Seiten der Portugiesen erfüllte die Luft; aber dabei blieb es auch. Einige Detachements säuberten die Straßen von allem Gesindel; aber am folgenden Abend wurde schon eine französische Schildwacht auf einem einsamen Posten mit Messerstichen ermordet gefunden. Diese kleine Bewegung mußte dem famösen mailändischen Decret Napoleon's zum Vorwand dienen, um dem unglücklichen Volke eine Contribution von 100 Millionen Franken «zur Loskaufung des Privateigenthums» (!) aufzulegen. Später wurde diese Summe auf die Hälfte herabgesetzt. — We-

niger die Härte der Beitreibung dieser Brandschatzung, als der beleidigende Hohn, ein sich unterwerfendes Volk noch schlimmer als ein erobertes zu behandeln — empörte alle Gemüther. Als man das portugiesische Wappen von allen öffentlichen Gebäuden wegschaffen wollte, fand sich auch nicht ein portugiesischer Arbeiter, der sich dazu verstehen wollte. Französische Soldaten mußten es übernehmen. —

Die Engländer kamen endlich dem bedrängten Lande zu Hülfe und wurden als Befreier mit Begeisterung empfangen. Der Schlag bei Baylen vernichtete den Wahn von der französischen Unbesieglichkeit; Mönche und Priester, deren reiche Einkünfte die Franzosen besteuert, deren Kirchen sie einiger goldnen und silbernen Gefäße beraubt hatten, fanatisirten das Volk. Es erhob sich mit einer Energie, die seit Jahrhunderten bei dem trägen Phlegma dieses gedrückten Volks unerhört gewesen war, und nach wenigen kräftigen Schlägen war Portugal von Junot's Armee — die in der kläglichsten Zerrüttung einen meisterhaften Rückzug machte — befreit.

Uebrigens war der portugiesische Handel zerrüttet. Die englische Flotte kreuzte vor den Häfen

von Portugal, und der Befehlshaber derselben, Admiral Sidney Smith, vollzog die Blokade derselben mit allem Ernst, obgleich vòn Seiten der portugiesischen Regierung alle Decrete, welche die Beschlagnahme des englischen Eigenthums und die Gefangennehmung der Engländer verfügten, nur illusorisch gewesen waren, indem die Engländer sich selbst und ihr Eigenthum vorher gerettet hatten. Auch war die Strenge dieser Blokade um so verrätherischer, als das englische Cabinet anerkannt hatte, daß Portugal gezwungen war, so zu handeln, und versprochen hatte, die Verbindung zwischen Brasilien und dem Mutterlande nicht zu stören. Gleichwohl wurden einige Monate lang alle aus Portugal auslaufenden Schiffe gekapert, und die Lage Portugals und der Auswanderer dadurch bedeutend verschlimmert.

Allein der bekannte Egoismus der englischen Politik sollte das von allen Seiten bedrängte Land nach der Vertreibung der Franzosen in eine noch weit unglücklichere Lage bringen.

Doch davon später. Kehren wir zurück zu den Auswanderern.

Auf dem atlantischen Ocean waren der Windstille furchtbare Stürme gefolgt. Auf thurmhohen Wogen tanzten die Schiffe — die Sturmvögel mit ihren langen Flügeln waren ihre Begleiter durch die Wolkenmassen und die Wogenwüste. Man sah oft die zunächst segelnden Schiffe nicht, und ihre bedeutende Anzahl hätte die Gefahr, aneinander zu stoßen und zerschellt zu werden, noch vermehrt, wenn nicht derselbe Sturmwind die ganze Armada mit der Königsfamilie und den funfzehn tausend Flüchtlingen auseinander gepeitscht hätte, wie einen Haufen Spreu. — Dazu gab es Seekrankheit auf allen Schiffen. Man sah nur bleiche Gesichter der Flüchtlinge, die Sterbenden glichen und mit verzweifelnden hoffnungslosen Blicken dem zürnenden Neptun ihre Opfer brachten. Das Schlimmste war, daß diese Stürme uns in der Nähe der portugiesischen Felsenküste trafen. Die Gefahr, zu scheitern, wurde dadurch furchtbar erhöht. Diese war auf den portugiesischen Schiffen um so größer, je schwerfälliger sie sich bewegten, je mangelhafter ausgerüstet und bemannt sie waren. Ueberhaupt hatten die portugiesischen Seeleute der neueren Zeit längst den Ruhm verloren, den die alten Weltumsegler gehabt hatten — die ersten der Welt zu

sein. — Dazu kam die übereilte Ausrüstung der portugiesischen Schiffe. Es fehlte oft am Nothwendigsten, während Ueberflüssiges im Ueberfluß vorhanden war.

Auf den Sturm folgte eine Windstille. Noch einmal sollten die Auswanderer den grünen Landstrich ihrer geliebten Heimath sehen. Schwere Seufzer und stille Winke flogen zurück nach den dort gebliebenen Lieben. Der heitere Himmel zeigte Segel über Segel, so weit das Auge reichte; aber die Signale des Admiralsschiffs konnten nicht befolgt werden, die Flotte zu vereinigen, weil ihre langen Segel erschlafft niederhingen und die stolzen Meergebäude regungslos wie todte Schwäne sich von den im tiefsten Grunde noch bewegten Wellen wiegen ließen.

Endlich sollte auch diese letzte Rast auf der Flucht vorübergehen, dieser letzte Trost der Portugiesen — das süße Heimathland ihrer Väter zu sehen — verschwinden, und ein frischer Landwind schwellte die Segel. — In blauer duftiger Ferne verschwanden die theuern Gestade von Portugal, und nun sah man nichts als ringsum Himmel und Meer, doch ringsum belebt von segelnden Schiffen verschiedener Größe und Bauart, deren spielen-

des Dahingleiten über die Wogen den angenehmsten Anblick und zugleich ein Gefühl von Sicherheit gewährte, welches die Brust mit jenem höheren Kraftgefühl erfüllt, dessen der Mensch bedarf, wenn er einem ungewissen Schicksal entgegengeht.

Der Prinz Dom Pedro zeigte bei dieser Gelegenheit eine Seelengröße, die ihn weit über sein Alter erhob. — Während des Sturms war er nicht zu bewegen, das Verdeck zn verlassen. Mit glänzenden Augen betrachtete er das majestätische Schauspiel. Weder Regengüsse noch Sturzwogen, die nicht selten über das Verdeck hinrollten, noch die Befehle seines Vaters konnten ihn bewegen, seine gefahrvolle Stellung zu verlassen.

Er antwortete dem Grafen von Limares, der den Auftrag hatte, den Prinzen dazu zu bewegen: «Mein Herr Graf — wen das Geschick so wie uns verfolgt, der wird wohl thun, in Zeiten dem Sturm fest ins Auge zu blicken — wer weiß, welche größern Stürme uns die Zukunft bringen wird!» —

Man sah in diesen gefahrvollen Stunden einige Male ein engelschönes kleines Mädchen an der Seite des Prinzen, welches bei der allgemeinen Unordnung, die unten in den Cajüten und den Räumen herrschte, der Aufsicht entkommen zu sein schien.

Es war die kleine Mariaquinha — die entschlossen zu sein schien, jede Gefahr mit ihrem jungen Beschützer zu theilen. Keine Bitten und keine Drohungen vermochten sie, von seiner Seite zu weichen, und wenn der Sturm gar zu sehr tobte, das Schiff hin und her geschleudert wurde und die schäumende Wogenfluth über Bord schlug, so schlang er den einen Arm fest um das Tauwerk und mit dem andern hielt er das schlanke junge Mädchen an seine Brust gedrückt, und nun war ihr so wohl und so weh, und bei dem brausenden Sturme blickten sie einander so zärtlich und seelenglücklich in die Augen, daß man sich unmöglich ein anmuthigeres Bild denken kann, als diese stille unschuldige Kinderliebe mitten im brausenden Sturm, auf den empörten Wogen des atlantischen Oceans.

Kaum hatte das Geschwader die Höhe des Meers erreicht, als der Befehlshaber der englischen Blokadeflotte, Admiral Sidney Smith, an Bord des Admiralschiffes kam, worauf sich die königliche Familie befand, und den Prinz-Regenten die dringendsten Vorstellungen machte, sich auf ein englisches Schiff zu begeben, weil dort größere Sicherheit für seine allerhöchste Person sei. Allein der Regent war nicht zu bewegen, eine Veränderung

vorzunehmen, die jetzt, nachdem er sich einmal mit seinen wenigen Bedürfnissen behaglich eingerichtet hatte in der Cajüte des Schiffes, das nach seinem Namen benannt war, als eine neue Störung seiner Ruhe erscheinen mußte.

Nun drang der englische Contreadmiral aufs Neue in ihn, wenigstens den Kronprinzen einem englischen Schiffe anzuvertrauen, indem bei einem einzigen unglücklichen Ereignisse die ganze hohe Dynastie des Hauses Braganza auf einmal zu Grunde gehen könne.

Unentschlossen und mit einem fragenden Blick sah der Regent auf den Prinzen, der mit allen Zeichen der Mißbilligung diese Vorschläge angehört hatte. Jetzt aber beugte er das Knie vor seinem königlichen Vater, küßte dessen Hand und sprach mit ehrerbietiger Haltung, aber durchblitzendem Feuer: «Wenn das Unglück uns gezwungen hat, die Portugiesen aus Liebe zu ihnen zu verlassen, um nicht im ungleichen Kampfe ihr theures Blut zu verschwenden, so verlangt es, nach meinem Gefühl, unsere Pflicht und unsere Ehre, daß wir mitten im Ocean die Landsleute nicht verlassen, die ihr Geschick an das unsrige geknüpft haben. Dieses

Schiff verlassen, hieße ohne Noth uns einer Nationalbeschimpfung schuldig machen.» —

Diese entschlossene Rede des jungen Prinzen entschied vollends den Regenten, das Anerbieten des englischen Contreadmirals nicht anzunehmen, dessen Schiffe das portugiesische Geschwader, welches der Admiral Dom Manoel da Cunha commandirte, begleiteten.

Während der ganzen Fahrt ließ Dom Pedro nicht die geringste Unruhe blicken. Sein Entschluß war gefaßt, diese Gelegenheit, sich zu belehren, sich nicht entgehen zu lassen. Man sah ihn stets unter den Marineofficieren und Seesoldaten stehen, an den Schiffsübungen Theil nehmen und sich in den Berechnungen der Längegrade üben. Und wenn es nichts beim Seewesen zu thun gab, so sah man ihn allein an den Mast gelehnt, oder auch oben im Mastkorbe sitzen und seinen Virgil lesen, dessen Aeneide er sehr liebte. — Dann pflegte gewöhnlich das reizende Kind bei ihm zu sitzen und mit ihren klugen Augen den in seine Lectüre vertieften Jüngling zu beobachten. Kam eine schöne Stelle, die er ihr laut vorlas, so bat sie ihn bescheiden, ihr solche zu übersetzen, und das that er denn auch mit begeisterten Blicken und perorirte mit Aeneas:

„Auch hier ist Lohn dem Verdienste;
Hier sind Thränen dem Leid, und das Herz rührt menschliches Schicksal.
Zage nicht mehr. Wohl bringt doch einiges Frommen der Ruhm dir —"

oder mit Evander rief er aus:

„Fest steht Jedem sein Tag, nur kurz ist und unersetzlich
Allen das Leben bestimmt; doch Ruhm ausbreiten durch Thaten,
Das ist der Tugend Werk."

Auch Entbehrungen gab es zu tragen, wobei Dom Pedro Allen voranging mit heiterem Muth und Unverdrossenheit.

Die Verproviantirung der portugiesischen Flotte war so übereilt geschehen, daß es an einigen Gegenständen fehlte, oft an den nothwendigsten, während an andern Ueberfluß war; dabei herrschte eine Unordnung, die so groß war, daß man nichts wiederfinden konnte. Fast alle Schiffe wurden auf bestimmte Rationen von Lebensmitteln und Wasser gesetzt, der Hunger herrschte sogar im Admiralschiff, dessen erlauchte Reisende manche Entbehrungen zu tragen hatten. Der Prinz-Regent selbst litt Mangel an den nöthigsten Dingen; so

z. B. mußte man Betttücher zerschneiden, um ihm Hemden daraus zu machen. Dazu kam, daß in der südlichen Hemisphäre die Passatwinde versäumt wurden; es hatte seine großen Schwierigkeiten, Rio de Janeiro zu erreichen. Der Regent gab daher den Vorstellungen seines Admirals nach und gab Befehl, nach Bahia oder St. Salvador zu segeln.

Uebrigens wurde auf dem Admiralschiff die strengste Etiquette beobachtet. Der Regent betrat nie das Verdeck und verbrachte seine Zeit in Gedankenlosigkeit, wie es schien, indem er schweigend vor sich niederstarrte oder stundenlang unbeweglich saß, oder er betete mit den Priestern seines Gefolges oder ließ sich von seinen Vertrauten Neuigkeiten erzählen, die oft in den unbedeutendsten Bemerkungen über das Befinden und Treiben der Mitreisenden bestanden. — So hing sein Geist, der keines höhern Aufschwunges fähig war, an den kleinsten Erbärmlichkeiten des Lebens, während ein großes tragisches Geschick an ihm in Erfüllung ging. Seine Gemahlin sah er niemals, außer bei Tafel, und dann sprach er nie ein Wort mit ihr. Seine Kinder wurden ihm zu bestimmten Stunden zugeführt, um ihm die Hand zu küssen. Nach

dieser Ceremonie, die ohne allen Ausdruck, als eine lästige Gewohnheit verrichtet wurde, entließ er sie, und nur selten that er einige Fragen nach ihrem Befinden und ihrer Beschäftigung. Man wollte bemerkt haben, daß er nie ein Wort an den kleinen Dom Miguel gerichtet habe, dem er nur mit abgewandtem Gesicht die Hand zum Kuß gereicht. Dagegen waren Dom Pedro und die fast siebenjährige liebliche Donna Isabella Maria*) seine Lieblinge, die sich ihm auch unaufgefordert nahen durften. An Dom Pedro hatte er nur zu tadeln, daß er sich zu sehr unter Officiere und Matrosen mische und dadurch zu Verletzung der Etiquette Veranlassung gebe. Die Entschuldigung, daß er sich belehren wolle, wurde nicht angenommen, indem ihm zu seiner Zeit durch einen gelehrten Professor die Wissenschaft der Navigation schon systematisch beigebracht werden solle. Von Dom Miguel's Umhertreiben in der gemeinsten Matrosengesellschaft, seiner Theilnahme an ihren rohen Späßen und Zoten nahm er indeß keine Notiz, da er sich schon aus Abneigung um die Erziehung dieses Bastards, wie er ihn gegen Vertraute nannte, nicht bekümmerte.

---

*) Nachmalige Regentin von Portugal.

Die Prinzessin Carlotta Joaquinha befand sich dabei in der unangenehmsten und genirtesten Lage. Ihre Intriguen waren hier auf einen nur zu kleinen Kreis beschränkt, um ihr selbst genügen zu können, und die Nähe ihres Gemahls war ihr eben so unangenehm als diesem die ihrige. Nur ihrem Hange zu sinnlichen Ausschweifungen vermochte sie nicht ganz Zügel anzulegen, und so gab sie bei dem engen Raum, worauf sie beschränkt war, zu manchem Aergerniß Veranlassung.

Das lieblichste Wesen in all diesem oft so unheimlichen Getreibe war die kleine Mariaquinha — ein blondlockiges Kind mit blauen Augen, das auf dem ganzen Schiffe nur der Engel des Himmels genannt wurde. Ihre zarte Figur hatte bei aller Kindlichkeit doch schon so etwas von der Frühreife des Südens, so schlank und gerundet fingen schon an ihre Formen zu werden. In ihrem großen Auge lag schon so etwas Sinniges, im Blick eine Tiefe, die für ihre Zukunft besorgt machte, wenn man sich denkt, daß diese Seele einmal von einer Leidenschaft durchdrungen werden würde, die ihr ganzes Leben ausfüllen sollte. Dabei aber beruhigte wieder die frühe und ausgezeichnete Entwicklung ihres Verstandes, die allerdings durch die

isolirte Stellung, worin dieses Kind, losgerissen vom Mutterherzen, mitten unter fremden, meistens herz= und lieblosen Menschen sich befand, sehr befördert sein mochte.

Ich hatte Gelegenheit gehabt, die Condeça, die sich auf dem englischen Admiralschiff befand, zu sprechen, indem ich im Gefolge unsers Admirals da Cunha, der dem englischen Admiral Sidney Smith, während der Windstille auf der Höhe von Faro, die Gegenvisite machte, auf einige Stunden an den Bord der englischen Fregatte ging. Ich theilte ihr die erfreuliche Nachricht mit, daß ihre Tochter sich bei den königlichen Kindern befinde. Donna Eleonora war darüber auf das Lebhafteste erfreut und gab mir hundert kleine Aufträge, Bestellungen und Geschenke für das liebliche Kind mit, wobei sie mich bat, ihr zu sagen, sie möge sich über ihre Trennung nur keinen Kummer machen, auch sie, ihre Mutter, sei darüber beruhigt, da ja in Brasilien ihre Wiedervereinigung leichter zu bewirken sein würde, als in Portugal — «und sollte ich mit ihr in die dichtesten Urwälder flüchten müssen» — rief sie lebhaft — «beim Himmel, keine Entbehrung könnte mein Herz so schwer treffen als diese Trennung von meinem Kinde — — doch das sagen

Sie ihr nicht» — fügte sie hinzu — «man muß ein junges Gemüth nicht zu früh mit den Schrecknissen des Geschicks erfüllen.» —

Diese Scene wurde Veranlassung, daß ich mich der Kleinen nahte, als ich sie einst unbeobachtet auf dem Verdeck auf einem Anker sitzen sah, indem sie auf Dom Pedro wartete, der um diese Zeit dort zu erscheinen pflegte. Ich redete sie an und sagte ihr, daß ich ihr angenehme Mittheilungen von ihrer Mutter zu machen hätte. — Mit ihren großen klugen Augen sah sie mich fragend an, indem ein lebhaftes Erröthen die Freude der Ueberraschung verrieth. Dann blickte sie schnell umher. Plötzlich wurde sie wieder bleich, legte den Finger auf den Mund und sagte leise: «Jetzt nicht!»

Ich bemerkte in demselben Augenblick eine Kammerfrau der Prinzessin Carlotta, welche die Kleine suchte, doch ohne sie sogleich zu bemerken.

«Zur Zeit der Siesta — hier wieder!» — raunte sie mir zu — dann schlüpfte sie um den großen Mast weg die Schiffstreppe hinab.

Ich erstaunte über diese frühzeitige Klugheit eines noch so jungen Kindes und glaubte beim zweiten Zusammentreffen nichts zu wagen, wenn ich ihr sagte, daß ihre Mutter auf dem Admiralschiff

die Reise mitgemacht habe und sie in Brasilien um jeden Preis entführen und wieder zu sich nehmen werde.

Nachsinnend legte sie den zarten Finger an die Nase. — «Glaubt meine Mutter» — sagte sie — «daß es leichter sein wird, meinen Vater zu retten, wenn sie mich von dem Einzigen entfernt, der ihm helfen kann und wird?» —

«Wen meinen Sie, Mariaquinha?» — fragte ich. —

«Nun — wen sonst als Dom Pedro» — entgegnete sie mit leichtem Erröthen und senkte ihre langen Wimpern über die Augen, indem sie ihre Blicke niederschlug und an einer Schleife ihres Gewandes zupfte. — Es lag schon so etwas verschämt Jungfräuliches in dieser unwillkürlichen Aeußerung ihrer zarten keimenden Zuneigung zu dem schönen jungen Prinzen, daß sie dadurch unaussprechlich liebreizend wurde. Doch erkannte ich auch darin die Größe der Gefahr für ihren Seelenfrieden, wenn sie noch länger in der Nähe dieses ihres jugendlichen Beschützers blieb. Solche Eindrücke, die das Kinderherz empfängt, haften oft für das ganze Leben im weiblichen Gemüth.

«Haben Sie noch viel zu ertragen von den Unarten des zweiten Infanten?» — fragte ich.

«Nein» — entgegnete sie und strahlte mich an mit dem freundlichsten Lächeln — «er fürchtet sich vor Dom Pedro. — O Senhor — dieser schöne Prinz ist mein Ritter — — mein Schutzengel! — die heiligste **Senhora Maria de piedade**, meine verehrteste Patronin und Taufpathe, hat ihn mir gesendet! — Gott segne diesen Engel!» —

Daß diese Zuneigung unter den Beschwerden und beengenden Verhältnissen einer langen Seereise mit jedem Tage inniger werden mußte, läßt sich wohl nicht bezweifeln. Die Linie war passirt. Das tropische Meer mit seiner wunderbaren Klarheit — so blau und tief wie der Himmel, der sich über uns wölbte, ließ in seiner Tiefe Muscheln und Fische von der seltensten Gestaltung erkennen. Eine Windstille hatte den Spiegel der See geebnet. Die Schiffe mit ihren erschlafften Segeln schienen zwischen zwei Himmeln zu schweben. Die Sinne schwindelten, wenn man in diese belebte Tiefe hinabschaute. Da sah man Schaaren brauner Boniten und schimmernder Goldkarpfen, welche die Matrosen Delphine nennen, ihr anmuthiges Spiel

treiben; erschien in ihrer Mitte ein gefräßiger Haifisch — die Hyäne des Meeres — so schossen sie pfeilschnell auseinander, um ihn neckend wieder zu umtanzen, indem ihre Behendigkeit seiner schwerfälligen Bewegungen zu spotten schien. Eine Menge kleiner blaßrother Blasen, die im Sonnenschein im wunderbaren Metallglanz prangten, schwammen auf dem Meere — es war der Nautilus, von den Matrosen spottend das portugiesische Kriegsschiff genannt — seine ellenlangen Fühlfäden sind giftsprühend, und so ist auch dem Schwachen sein Stachel gegeben. Die **Skip Jacks** oder Hüpfhänschen, vom Matrosenwitz so genannt, machen ihre einige Ellen hohen Bogensprünge, um aus den Schaaren fliegender Fische — die 60 bis 80 Ellen weit fliegen und oft auf dem Verdeck niederfallen — ihre Beute zu fangen; — Meerschweine und Schildkröten bewegen sich in dieser krystallreinen Fluth, und Seevögel aller Art, die einige Augenblicke auf den Raaen und Segelstangen ruhten, dann wieder auf dem himmelreinen Meeresspiegel zu ruhen schienen, und eine Menge hin- und herfahrender Boote belebten dieses prachtvolle Seegemälde auf dem windstillen Ocean, das durch die Menge unbeweglicher Schiffe, mit ihren erschlafft niederhängenden

Segeln, einen großartigen aber todten Anblick gewährt haben würde.

Um diese Zeit beschäftigte sich die Mannschaft auf allen Schiffen vielfältig mit Fischen oder Begießen der heißen Planken des Schiffs und Verdecks, um das Schmelzen des Theers und des Pechs der Calfaterung zu verhindern, während die Seeofficiere und vornehmeren Reisenden einander Visitten abstatteten. Der Regent empfing damals von vielen derselben unter einem Zelt auf dem Verdeck den Beijamão oder Handkuß, und ich begab mich nach dem englischen Admiralschiff, um der Condeça von Lavradio die Aeußerungen ihrer kleinen Mariaquinha mitzutheilen. — «Ja» — sagte sie nach einigem Nachdenken — «es ist ein kluges Kind, diese Kleine — und sie mag recht haben — dieser Dom Pedro ist ein Gott; — so lange das Haus Braganza regiert, hat es noch keinen Prinzen von diesem edlen Charakter, diesem Feuer und dieser Thatkraft gehabt — Schade, wenn die vernachlässigte Erziehung der Infanten dieses herrliche Naturell verderben oder bleibende Flecke in dieser ächt königlichen Seele zurücklassen sollte.»

Ich glaubte, darauf der mütterlichen Wachsamkeit einige Andeutungen von Besorgniß wegen der

keimenden Leidenschaft in diesen jungen Gemüthern geben zu müssen. Sie lächelte: — «Sie sind ja Beide noch Kinder! Uebrigens wird man sie schon zu trennen wissen, ehe die Liebe festere Wurzeln in ihren jungen Gemüthern gefaßt haben kann — und wenn nicht — nun wer weiß, was geschieht, wenn es Gottes Wille ist — die Grafen von Lavradio gehören zu den ältesten Adelsfamilien von Portugal — ihre Namen glänzten unter den **Conquistadores***) von Ostindien und Amerika — und Dom Pedro wäre nicht der erste portugiesische Prinz, der eine Tochter des Landes auf den Thron erhoben — wahrlich, selbst das tragische Geschick einer zweiten Inez de Castro würde erhebend und rührend sein — wahrlich, König Dom Pedro der Strenge war ein Charakter wie unser Infant Dom Pedro ....»

So hatte die Selbsttäuschung mütterlicher Eitelkeit ihre zum Romantischen sich hinneigende Phantasie verleitet, in ihren Berechnungen von der Zukunft selbst Unmöglichkeiten aufzunehmen, und sogar das thränenreiche Geschick dieser unglücklichen Geliebten Dom Pedro's schön zu finden — indem

---

*) Eroberern der südamerikanischen Colonien und deren Nachkommen.

sie an die Zukunft ihrer Tochter dachte. Und dann schloß sie mit der Erklärung, daß sie es vermeiden würde, dem Regenten und den Creaturen seiner Gemahlin vor Augen zu treten, damit nicht neue Intriguen gegen sie aufgeregt würden — lieber wollte sie dem Genuß, ihre Tochter zu sehen, noch entsagen — als so störend in die, wie es schien, milder sich entwickelnden Verhältnisse eingreifen. Diesen Entschluß konnte ich nur billigen und kehrte mit den innigsten Segenswünschen für diese unglückliche Familie an den Bord des portugiesischen Admiralschiffs zurück.

Hier traf ich Alles in lebhaftester Beschäftigung mit dem Fange eines Haifisches von ungewöhnlicher Größe, der schon seit einigen Tagen das Schiff umschwärmt hatte und die Matrosen am Baden hinderte. Man hatte einen eisernen Widerhaken mit einem großen Stück Fleisch vom Vordersteven in das Wasser hinabgelassen; die Aufmerksamkeit war so ausschließlich auf diesen Fang gerichtet, daß man nicht bemerkt hatte, wie Dom Pedro, der überhaupt kühne Wagnisse liebte, bis fast auf die äußerste Spitze des Bugspriets —

jenes nach vorn hinausliegenden, über der Meerestiefe fast schwebenden Mastes — hinausgestiegen war. Noch weniger hatte man bemerkt, daß die kleine Mariaquinha, aus Besorgniß für ihren jungen Freund, ihm dorthin gefolgt war.

Da saßen nun beide Kinder und wiegten sich auf dem schwankenden Maste, indem er schwindelfrei in die klare Tiefe schaute, wo sich das Ungeheuer in der Mitte einer Menge es umschwärmender Boniten und Goldkarpfen bewegte und alle Augenblicke sich auf den Rücken warf, um einen Fang zu thun, der ihm eben so oft mißlang. Mariaquinha war schwindelnd geworden zum Umsinken, aber sie wollte es ihrem jungen Beschützer nicht merken lassen, sondern schmiegte sich nur um so mehr, doch etwas ängstlich an ihn, während er sie mit seinem einen Arm umfaßt hielt und den andern um eine Segelstange geschlungen hatte, um desto sicherer in die Tiefe hinabschauen zu können. Noch höher hinauf, nach der Spitze des liegenden Mastes, saß ein Negerknabe, der sich, geschickter als alle Andere, mit dem Angeln der Boniten beschäftigte. Plötzlich erschallte ein Freudengeschrei: «**Hoya! hoya!** — er hat angebissen!» — Zugleich aber donnerte dicht am Bugspriet eine der

dort auf dem Verdeck liegenden Caronaden. Die Wirkung des Zusammentreffens dieser drei Ereignisse war eine entsetzliche — die kleine Mariaquinha war, zusammenschreckend über den unerwarteten Knall, von ihrem schwankenden Sitz hinab ins Meer gefallen, in dem Augenblick, als Dom Pedro's ganze Aufmerksamkeit auf den Fang des Haifisches gerichtet war und er sie losgelassen hatte. Zum Unglück war Alles so sehr mit demselben Gegenstande der allgemeinen, lebhaftesten Theilnahme beschäftigt, daß Niemand außer Dom Pedro diesen Unglücksfall bemerkt hatte. Dieser edle Prinz besann sich aber keinen Augenblick, ihr nachzuspringen, obwohl er nur wenig schwimmen konnte. — Die Gefahr wurde dadurch vermehrt, daß noch einige kleinere Haifische sich zeigten, als man eben beschäftigt war, das gefangene Seeungeheuer an Bord heraufzuwinden. —

Dom Pedro hatte Mariaquinha bei den langen, blonden Haaren ergriffen, die noch über dem Wasser schwammen, ehe ihr zarter Körper völlig unterging, als das durchdringende Geschrei des Negerknaben die Aufmerksamkeit mehrerer Matrosen auf diese entsetzliche Scene hinzog. Die Unglücklichen würden unfehlbar rettungslos versunken und

von den Haifischen verschlungen sein; denn schon sah man ihre silberweißen Bäuche glänzen, zum Zeichen, daß sie eben im Begriff waren, auf dem Rücken liegend nach ihrer kostbaren Beute zu schnappen — die Spannung des Augenblicks war furchtbar. Das Geschrei: «Dom Pedro ist über Bord gefallen,» hatte sich in einem Augenblick durch alle Theile des Admiralschiffs verbreitet. — «**Mocos!** — die Jölle los — macht die Jölle los!» — schrieen Einige, indem sie nach dem Steuerbord zustürzten, um die dort unter der Schiffstreppe befestigte Jölle loszumachen. Da ich zufällig in der Nähe dieser Schiffstreppe mich über Bord gelehnt hatte, um den Haifischfang mit anzusehen, so war ich auch der Erste in dem kleinen Nachen, der sich dort befand, und durchschnitt schnell das kleine Tau, womit derselbe befestigt war. Dann glitt ich damit bis zum Vordersteven vor, indem ich das Tau, welches, um sich der Jölle beim Calfatern zu bedienen, rund um das Schiff herum läuft, nach Art des Seils einer Fähre benutzte. Allein um die Verunglückten zu retten, würde ich viel zu spät gekommen sein, wenn nicht Cato, der treue Leibneger des Prinzen, in einem Augenblick sich die weiße leinene Jacke vom Leibe gerissen und mitten

zwischen die, mit ihrer Beute noch entsetzlich spielenden, Haifische hinab in die blaue Tiefe gesprungen wäre. — Bekanntlich scheuen diese gefräßigen Ungeheuer des Meeres die Ausdünstungen der Neger in dem Grade, daß sie augenblicklich von der Stelle verschwinden, wo ein Neger sich badet.

Nur so gelang die Rettung der Beiden, welche jedem Weißen unmöglich geworden sein würde. Die Geretteten wurden schnell in die Jölle aufgenommen und sodann an Bord gebracht. Dom Pedro war mit dem Schreck und dem Bade in der krystallklaren, tropischen See davongekommen, die arme kleine Mariaquinha ließ indeß das Köpfchen hängen. Sie athmete nicht mehr, ihr Puls stand still. — Dom Pedro war außer sich — Niemand zweifelte mehr an ihrem Tode. Er beschwor alle Umstehenden, die Leibärzte des Regenten herbeizuholen. Ehe diese zur Stelle kamen, versuchte er Alles, was ihm einfiel, zur Wiederbelebung des Kindes: er nahm sie in seine Arme und hauchte ihr seinen Athem durch den Mund in die Lungen — ohne daran zu denken, daß es der erste Kuß seines Lebens war, den er auf die Lippen dieses geliebten Kindes gedrückt hatte; — aber er fühlte wieder Wärme in ihrem Körper, ihre

Brust hob sich — sie erwachte unter seinen Küssen; und ehe noch die herbeigeeilten Leibärzte darüber einig werden konnten, welche Wiederbelebungsversuche hier durch die Symptome des Scheintodes angezeigt sein, übergab Dom Pedro die Gerettete der Pflege der Kammerfrauen der jungen Infantinnen und eilte selbst in die Cajüte, um die nasse leichte Leinenkleidung abzulegen, welche er nach Art der Matrosen zu tragen pflegte, sobald die Schiffe die Linie passirt waren.

Von diesem Tage an schien das südlich frühreife Gefühl der Liebe in diesen Kinderseelen zum Bewußtsein gekommen zu sein. Sie suchten und fanden sich, wie sehr auch die Aufsicht verstärkt wurde, und dann, um nicht gestört zu werden, fanden sie hundert kleine Verstecke, wo sie sich einander tausendmal mit der lieblichsten Unschuld sagen konnten, wie sehr sie sich einander liebten, und hier wiederholte Dom Pedro nicht selten die entzückenden Wiederbelebungsversuche, die er bei jener unglücklichen Veranlassung hatte kennen gelernt.

Man wundere sich nicht über diese frühreife Entwickelung einer so süßen Leidenschaft. Mariaquinha war älter, als ich sie wegen ihrer zarten Gestalt bei ihrem ersten Anblick gehalten hatte.

Sie war bestimmt schon acht Jahre alt, und wenn man sich erinnert, daß in den südlichen Ländern junge Mütter von 11 bis 12 Jahren nicht zu den Seltenheiten gehören, so wird es nicht auffallen, daß so früh schon die kindliche Zuneigung dieser jungen Gemüther den Grundton einer Liebe angenommen hatte, welche freilich erst den zarten Keim jener Leidenschaft enthält, die selbst Löwen bezwingt und so oft dem ganzen menschlichen Leben seine Richtung vorzeichnet.

Doch der feindliche Kobold dieses zarten Verhältnisses war Niemand anders als der junge Dom Miguel, der in seiner portugiesischen Generalsuniform, mit Ordenssternen und Epauletten, die in der Regel schlecht saß und ziemlich derangirt war, die ungezogensten Bubenstreiche machte. Obwohl er kein Herz hatte für irgend ein Gefühl des Wohlwollens, so beneidete er doch seinem Bruder die unverkennbare Anhänglichkeit jenes lieblichen jungen Mädchens. Sah er Beide zusammen, so dachte er auf nichts, als ihr unschuldiges Vergnügen am Zusammensein zu stören. Entweder machte er den Angeber und bewirkte Mariaquinha's strenge Zurückberufung, oder er warf sie aus der Entfernung mit Steinen, indem er sich selbst versteckte,

oder er bewog seine Freunde, die Stallknechte, ihnen irgend einen Schabernack zu spielen. — So war er es auch gewesen, der, als er Dom Pedro und Mariaquinha bei jenem Haifischfange auf dem gefährlichen Sitz des Bugspriets bemerkt hatte, die Schildwacht bei den Caronaden am Vordersteven mit Schnupftabak bestach und seinen vertrauten Stallbuben Joaquinho bewog, die eine Caronade gerade im gefährlichsten Augenblick abzufeuern. Dom Pedro hatte es erfahren; aber zu edel, sich zu rächen, bestrafte er die Unart seines Bruders mit einer Verachtung, die diesen nur noch mehr erbitterte.

Von diesem Tage an entspann sich der Bruderhaß, der in späteren Jahren zum Weltdrama werden sollte.

Sechste Aufzeichnung.

Land! — Die Allerheiligen-Bai von Bahia. — Deputationen. — Stimmung des Volks. — Schilderung der Stadt. — Unordnungen bei der Ausschiffung. — Der Palast. — Gefängniß. — Kerkermeister. — Dom Epifanio. — Die Secreta. — Unterhandlung. — Dom Miguel's Vater. — **Casa de Misericordia.** — Donna Eleonora. — Dom Pedro's Mittheilung. — Miguel's Bosheit bei der Ausschiffung. — Abhandenkommen der kleinen Mariaquinha. — Gefährliche Lage der beiden Ehegatten. — Aufbruch des Hofes nach Rio de Janeiro. — Ankunft in der Bai.

«Land, Land!» rief der Wachtposten im Mastkorbe. — «Land — Land!» jubelte unten die auf dem Verdecke sich sammelnde Menge. — Ein dunkler Streif am Horizont hatte einen wahren Freudenrausch auf allen Schiffen hervorgebracht. Mit Sprachröhren rief man sich einander die freudige Botschaft zu. Das Admiralschiff gab Flaggensignale und die Flotte ordnete sich wie zur Schlacht, im Halbmond, während die blauen Gebirge der Capitanerie Bahia immer höher emporwuchsen am fernen duftigklaren Horizont.

Es war ein himmlischer Morgen, als man gleich nach Sonnenaufgang diese Entdeckung gemacht hatte — der erste Morgen im neuen Jahre (1808) war hoffnungsreich und ahnungsschwer herangebrochen. — Gewiß war keine Seele unter den Auswanderern am Bord, die nicht die große Bedeutung dieses Augenblicks erkannte. — Durch Kanonenschüsse waren Signale gegeben, um Lootsen an Bord zu bekommen, welche die Flotte in das Innere der Allerheiligen-Bai führen konnten, an deren Gestade St. Salvador oder Bahia, die zweite Hauptstadt des ungeheuren Kaiserreichs von Brasilien, liegt.

Die Einfahrt öffnet sich zwei englische Meilen breit nach Süden. Auf beiden Seiten der Einfahrt erheben sich zwei kleine Forts, die jedoch weniger den Zweck zu haben scheinen, Schiffe am Einlaufen zu hindern, als das Ausladen der Fracht zu erleichtern. Ohne Schwierigkeit gelangte die Flotte in das Innere dieses im Sonnenglanz eines tropischen Sommers schimmernden Wasserbeckens, welches einen Umfang von acht bis neun Meilen hat und von einer breiten Halbinsel und der Insel Itaporica gebildet wird. Sie verlängert sich nach Nordwesten bis zu einigen Inseln und zu einem tief in das Land eindringenden Meeresarme. Fünf

schiffbare Flüsse nimmt sie auf; kleine Inseln, mit Baumwollenstauden bedeckt, schienen auf dem Wasserspiegel zu schwimmen, und ein grüner Kranz, von der üppigsten tropischen Vegetation gebildet, machte dieses von zahlreichen Schiffen belebte Panorama zu dem reizvollsten Bilde, das man sich nur denken kann. Der Eindruck desselben nach einer so langen und beschwerlichen Seereise war unbeschreiblich. Auch Dom Pedro stand auf dem Verdeck, an seiner Seite die kleine Mariaquinha, welche, von ihm gehalten, mit dem Ausdruck einer begeisterten Entzückung, in einer erhöhten Stellung über Bord schaute. —

Der Ankerplatz, der sich von der Sandbank San-Antonio an der Spitze der großen Halbinsel bis zu der Spitze der Halbinsel Monserat und bis zu der Küste Tapagippe erstreckt, war bald mit Schiffen von allen Größen und Formen bedeckt. An der rechten Seite der Bai erhebt sich die Stadt, deren unterer Theil auf der Küste sich dahinstreckt, im himmelblauen Meere sich spiegelt und aus einer mit dem Ufer parallel laufenden Straße besteht. Der obere Theil derselben liegt auf dem Gipfel eines Berges, dessen Aussicht den Hafen beherrscht. Dieser Berg ist steil ansteigend und von Kaufleuten

und Geschäftsmenschen aller Art bewohnt, die ohne Zweifel durch die Ankunft der königlichen Flotte in ein nicht geringes Erstaunen versetzt wurden.

Eine zahllose Menge Barken und Kähne mit und ohne Segel umschwärmte alsbald die Schiffe, und zuerst begann der gewöhnliche lebhafte Verkehr mit frischen Südfrüchten und Lebensmitteln aller Art. Dann kam der Gouverneur mit den vornehmsten Beamten und Deputationen der großen Grundbesitzer und Kaufleute, um dem Regenten ihre Ehrfurcht zu bezeugen. Auf der Höhe der sogenannten Schanze oder des über Alles emporragenden Theils des hintern Verdecks im portugiesischen Admiralschiff war ein offenes Zelt errichtet, das von den reichsten Seidenstoffen in den portugiesischen Farben war. Hier saß der Regent auf einer erhöhten, mit Teppichen belegten Estrade, umgeben von seiner Familie, und empfing den Beijamão. Die vornehmsten Hofbeamten standen an beiden Seiten des Throns.

Es war offenbar, man wollte auf die als reich und stolz bekannten Bahianer imponiren mit dem Glanz der Majestät, und doch verrieth hier Alles, sowohl im Anzuge als in der Anordnung, die Unordnung und Eile, womit die Ein-

schiffung geschehen war, die mancherlei Entbehrungen oft am Nothwendigsten, und besonders den merkwürdigen Contrast einer entsetzlichen Aermlichkeit, Unordnung, Nachlässigkeit und Geschmacklosigkeit mit dem Glanz einer improvisirten Majestät.

Die Deputationen schilderten in langen schwülstigen Reden die freudige Ueberraschung der Bahianer über die Ehre dieses königlichen Besuchs und baten um das Glück, daß Se. Allergetreueste Majestät geruhen möge, diese frühere Hauptstadt des Reichs, die an 100,000 Seelen enthalte, zur Residenz zu erheben. Man erbot sich zu jedem Opfer, wollte dem Regenten Paläste bauen, dem Hofe die größesten Privatwohnungen einräumen und überhaupt Alles thun, um vor der Welt einer so großen Ehre würdig zu erscheinen.

Der Regent gab halbe Zusicherungen, ausweichende Antworten und Hoffnungen, wo er noch keine Versprechungen geben konnte. — Die Ausschiffung der Flüchtlinge sollte erst am folgenden Tage stattfinden. Ich hatte indeß das Glück, mit noch einigen Hofbeamten und dem Leibarzt Doctor Vieira schon an diesem Tage mich ans Land begeben zu dürfen, welche ich auch benutzte, obwohl der Abend schon herannahte. Meine Erwartungen

waren aufs Höchste gespannt. Mit einem Gefühl, das sich nicht beschreiben läßt, betrat ich in der brennenden Sonnengluth des ersten Januars den Boden dieser neuen Welt. Vom Reichthum und der glänzenden Blumenpracht der so gerühmten tropischen Vegetation Brasiliens hatte ich nur im Vorüberschiffen an den kleinen Inseln und aus der Ferne an den zahllosen Pflanzungen mit ihren weißen Landhäusern und den wie ein dunkler Kranz den Horizont umgebenden Urwäldern einige Proben gesehen, die jedoch die Phantasie mehr erregten und spannten, als befriedigten. Desto mehr wurde ich überrascht durch den Anblick dieser in der lebhaftesten Aufregung sich befindenden Bevölkerung, die mehr aus Negern, Mulatten und Mestizen von allen Schattirungen, als aus Weißen besteht. — Man will berechnet haben, daß unter den hunderttausend Seelen der Stadt sich nur dreißigtausend weiße und eben so viel farbige Leute befinden. — Ueber den ganz eigenthümlichen brasilianischen Charakter dieser Bevölkerung enthalte ich mich für jetzt jeder Bemerkung, da er später in Rio de Janeiro viel schärfer markirt hervortreten wird; allein dieses Gewimmel dunkler Menschen, meistens in Mäntel oder Decken gehüllt, mit den schwarzen, braunen und

gelben Gesichtern, die von breitgeränderten Hüten beschattet waren, dieses Funkeln der Augen und mißtrauische Anblicken von der Seite, bei dem Murmeln einiger Flüche zwischen den Zähnen, versetzte uns in eine Stimmung, die nicht die angenehmste war. — Man hatte uns viel von der Begeisterung der Volksmenge bei der Nachricht von der Annäherung des Hofes gesagt; allein die Schaaren der Negersklaven sahen die Ankunft einer zahlreichen Flotte nur als das Vorzeichen verdoppelter Arbeit an, und im Allgemeinen waren die Bewohner Bahias zu sehr allen Neuerungen abgeneigt, um nicht mit einer Art von Mißtrauen die Uebersiedelung des Hofes und so vieler Portugiesen zu betrachten. Besonders die zahlreichen Mulatten, diese von den Weißen so verachtete, schöne, kräftige, lebhafte und wohlhabende Menschenclasse, konnte unmöglich mit Vergnügen die Vermehrung ihrer hochmüthigen Feinde, der so begünstigten Weißen, sehen. Besonders die Portugiesen waren in Bahia sehr verhaßt wegen der Habgier, des Hochmuths und der Anmaßung, womit sie sich als die geborenen Herren der neuen Welt und ihrer Bewohner betrachteten. — In der That, wäre in Bahia, oder überhaupt in Brasilien, die Heimtücke des Meuchelmordes so

beliebt gewesen als in Portugal, so würden wir, als die ersten dieser Masse portugiesischer Ankömmlinge, nicht unangefochten durch diese dunklen Menschenwogen bis zu dem Palast des Gouverneurs vorgedrungen sein.

Zu dem ungünstigen Eindruck, den diese unheimliche Volksmenge auf uns machte, kam noch der weit unfreundlichere dieser großen unwohnlichen Häuser, mit ihren vergitterten Fenstern und den mit dichtem Gitterwerk überbauten Balcons, mit ihren Fensterhöhlen ohne freundliche Glasfenster u. s. w. — Es waren nicht einmal diese Jalousieen — wie man mit Grund diesen uralten maurischen Gitterbau der Eifersucht der Ehemänner und der väterlichen Strenge nannte — wie in Lisbõa mit lebhaften Farben angestrichen; sondern man hatte den dunklen brasilianischen Hölzern, woraus sie bestanden, ihre natürliche Farbe gelassen, und so wie diese war auch überall das Aeußere der im Geschmack des siebzehnten Jahrhunderts erbauten Häuser, so verwittert und vernachlässigt, daß es nicht einmal der ächt portugiesischen Unreinlichkeit dieser schlecht gepflasterten engen und dunklen Straßen bedurfte, um das un=

günstigste Vorurtheil gegen den längern Aufenthalt in dieser Stadt zu erregen.

Ich hatte vom Regenten den unter solchen Umständen gewiß sonderbaren Auftrag erhalten, die sämmtlichen Kirchen der Stadt akustisch zu untersuchen, die etwa vorhandenen Glocken und Orgelwerke zu prüfen, um gutachtlich zu berichten, welche Kirche wohl sich am besten für die Hofcapelle eignen möchte.

Da Bahia der Sitz eines Erzbischofes ist, so war zu erwarten, daß man die größeste Sorgfalt auf die Erhaltung und Ausschmückung aller Kirchen verwenden würde; allein die schöne Kathedrale, — ein großes Gebäude, das neben dem erzbischöflichen Palast und Collegium auf einer Anhöhe, welche die weiteste Aussicht gewährt, sich erhebt — läßt man verfallen; dagegen prangt die schöne Jesuiterkirche mit ihrer merkwürdigen Sacristei, deren Wände ganz mit Schildpatt ausgelegt sind, deren hohes Chor mit Bildsäulen, Geräthen und reichen Zierathen ausgeschmückt ist, noch in der ganzen Frische der sorgfältigsten Erhaltung, obwohl der Jesuitenorden durch Pombal's kühnen Machtspruch längst aufgehoben ist. — Auch die beträchtlichen, aber schmucklosen Gebäude der Kirche und des Klosters

der Franziscaner, die im neuen Geschmack erbaute Kirche der Karmeliter, die schönen Pfarrkirchen der Empfängniß der heiligen Jungfrau und des heiligen Petrus, sowie die des heiligen Antonius und der heiligen **Senhora Maria della Vittoria**, beide in der Vorstadt belegen, aber mit geschmacklosen Zierathen überladen, durchwanderte ich für diese Zwecke. Damit war der ganze folgende Tag hingegangen, und ich hatte wenig von der Ausschiffung bemerkt.

Aber wie verändert war jetzt das Gewühl auf den Straßen! — Die Negersklaven mit ihren schweren Lasten auf den Köpfen hatten Mühe, sich mit ihrem monotonen Gesange durch die ungeheure Menschenmenge zu drängen, welche jetzt durch die Beimischung der zahllosen portugiesischen Ankömmlinge, der britischen und portugiesischen Marineofficiere, Seesoldaten und Matrosen, in den verschiedensten Uniformen und Trachten, ein halb europäisches und doch seltsam fremdartiges Ansehen gewonnen hatte, das allein schon das unterhaltendste Tableau für die hinter den Gittern der Balcons lauschenden Damen von Bahia gewähren mußte. Man denke sich nur an 15,000 dieser europäischen Ankömmlinge, von denen auch nicht ein Einziger schon wußte, wohin er sein Haupt legen werde;

denn von Seiten des Gouvernements war mit ächt portugiesischer Sorglosigkeit gar nichts geschehen, um für das Unterkommen dieser zahlreichen Gäste zu sorgen. Und dazu geschah die Ausschiffung der Effecten mit derselben Uebereilung, wie das Einschiffen derselben geschehen war. So wurden nicht selten die kostbarsten Gegenstände der Raub eines spitzbübischen Pöbels, und man sah, wie Pendülen und seidene Vorhänge von schwarzbraunen wilden Gestalten in die ärmlichen Lehmhütten der äußersten Vorstädte, die, mit Ziegeln bedeckt, keine andere Oeffnung hatten als die niedrige Thür, geschleppt wurden. — Es war ein sinnverwirrendes Rufen und Schreien so vieler tausend Menschen durcheinander, die theils für ihre letzte Habe stritten, oder die zudringlichen schwarzhäutigen Helfer abwehrten, theils die engen morastigen Straßen durchirrten und Haus bei Haus anfragten und feilschten, um nur ein Unterkommen zu finden. Die Gewinnsucht der speculativen Bahianer war dabei aufs Höchste gestiegen, indem sie die unerhörtesten Miethpreise forderten und zugesagt erhielten. Mitten im Gedränge sah man vornehme portugiesische Damen allein, ohne Beschützer, alle Heiligen des Himmels anrufen und um ihre vermißten Kinder

jammern. Was war aus diesen knappen gelben Atlasschuhen und durchbrochenen seidenen Strümpfen geworden, womit sie das Festland von Brasilien zuerst betreten hatten? — was aus ihren seidenen Kleidern und Diamanten im rabenschwarzen Haar, ihren zarten Spitzenschleiern und bunten Fächern? — Kaum hatten sie sich eine Viertelstunde von diesem Menschenstrom hin- und herschieben lassen, so war auch ihr schönes Haar aufgelöst, ihre Kleidung zerrissen und die feine Chaussure mit schwarzem Schlamm überzogen, und doch standen sie rathlos da und wußten nicht wohin; — und alle diese Hunderte rathloser Menschen wurden mit jedem Augenblick durch neue Hunderte vermehrt, denn Alles drängte sich zu den Barken, die bis zum Untersinken überfüllt wurden, in der Hoffnung, desto leichter ein Unterkommen in der Stadt finden zu können, je schneller sie dorthin kämen. Daß aber durch dieses Andrängen ihre Verlegenheit noch vermehrt werden würde, bedachte Keiner. Am Strande schrie Alles nach Kutschen, Sejas oder Burros, aber es gab dort nur eine einzige altmodige, lange nicht gebrauchte Prachtkutsche, die dem Gouvernement gehörte und von einem Generalcapitain der Provinz Bahia auf den andern überliefert war. Da es hier keine Maul-

thiere gab, als solche, die für den Gütertransport im Innern gebraucht werden, und daher diese störrigen Muli so wenig als die nur zum Reiten benutzten Pferde sich eigneten, vor die Staatscarrosse gespannt zu werden: so sah man bald — gewiß das barockste Schauspiel von der Welt — in einer vergoldeten und geschnörkelten, mit Staub und Unrath vom Federvieh bedeckten Staatscarrosse, die von sechs Paar Stieren unter dem Geschrei und den Stachelstößen ihrer **Almocreves** *) gezogen wurde, den Regenten mit seiner hangenden Unterlippe an der Seite seiner Gemahlin, mit der er kein Wort sprach, sitzen und mechanisch die Hand zum Kuß aus dem Wagenschlage reichen, während er eben so seelenlos und verdrossen den Hut lüftete und rechts und links ein kaltes gnädiges Kopfnikken austheilte. Das Gedränge war hier ungeheuer, so daß mehrere Menschen, so langsam auch der Wagen fuhr, zu Boden gestoßen und erdrückt, oder von den Stieren oder Rädern zermalmt wurden. Das Geschrei der Bedrängten und Verunglückten mischte sich in die Vivas, die dem Regenten gebracht wurden, und dieser entsetzliche Contrast ver-

---

*) Fuhrleute.

mehrte die Angst desselben, die der einzige Ausdruck war, den man auf seinem Gesichte sehen konnte.

Die Augen der Regentin Donna Carlotta sprühten Unwillen und schossen lauernd und listig halb zugekniffen hin und her, während sie abwechselnd ihren Rosenkranz betete oder eine Reliquie küßte, oder auch eine beträchtliche Priese Spagnol nahm. Die alte geschminkte und weißgepuderte Hofdame und der Oberkammerherr im altfranzösischen Marquiscostüm, eine magere Figur, mit feinem, bleichem Antlitz und hochgepuderter Vergette, Chapeaubas, Haarbeutel und Degen, saßen so steif, mit so glatten und todten Gesichtern, als wären es Gypspagoden oder Wachsbilder gewesen.

Die königlichen Kinder folgten mit ihren Gouvernanten und Ammen in mehreren von Maulthieren getragenen Sänften. In einer solchen wurde auch die wahnsinnige Königin, Donna Maria — jene hohe magere und bleiche Matrone im grauen Nonnengewande — mit dem starren, sinnverwirrten Blick — — eine Erscheinung, die man nicht, ohne Grauen zu empfinden, ansehen konnte — vom Quai nach dem Gouvernementshause gebracht.

Der Palast des Generalcapitains, das größeste aller bewohnbaren Gebäude zu Bahia, war in der

Eile für die Aufnahme der königlichen Familie in den Stand gesetzt. Dieser Palast bildet die eine Seite des großen Platzes, den man seitdem Praça de Rey nennt, die andern drei Seiten desselben werden von der Münze, dem Appellationsgerichtshof und dem Palast des Senates gebildet. Aber noch ein schreckliches Gebäude steht dort — das Gefängniß — dessen entsetzliches Innere ich bald kennen lernen sollte.

Als ich dieses große, feste und massive Gebäude mit seinen Fenstern, die mit Eisenstangen verwahrt sind, erblickte, und hinter diesen die schrecklichen Angesichter der aus Hunger heulenden Gefangenen sah — da verschwand auf einmal vor meinen Augen jene jämmerliche Pracht und klägliche Etiquette dieses Hofes, und die tiefste Wehmuth ergriff mich bei diesen so nahe zusammengestellten Gegensätzen einer so kläglichen Repräsentation der höchsten Erdenmacht und eines so entsetzlichen menschlichen Elends. — In diesem Augenblick gedachte ich der armen Condeça und ihres unglücklichen Gatten. Augenblicklich beschloß ich, die Karte, welche mir

der König zu meiner Legitimation gegeben hatte, worauf nur die Worte standen: «Vorzeiger dieses ist beauftragt mit meinen Geschäften» — nebst der Unterschrift und dem kleinen Siegel des Königs — zu benutzen, um wenigstens von dem Grafen einige Nachrichten einzuziehen. Ich begab mich zu dem Aufseher des Gefängnisses, schützte unter Vorzeigung meiner Karte den Auftrag des Königs vor, mich nach dem Staatsgefangenen — Grafen von Lavradio — zu erkundigen.

«**Verdadeiro Deus!**» — rief die zusammengekniffene gichtbrüchige Menschenfigur, dem der boshafte Quälgeist auf den markirten schwarzbraunen Gesichtszügen zu lesen war — «dieser Verdammte hat ein zähes Leben; — den Befehl, ihn recht hart zu halten — Hölle und Teufel! — den braucht man dem Senhor Jordão, der die Ehre hat, vor Ew. Excellenz zu stehen, nicht zweimal zu geben — Höllenelement! — es bedarf nur eines Winks und er wird mit wahrer Lust vollzogen werden — aber, unter uns gesagt, die Damen von Bahia haben Antheil genommen an dem schönen jungen Herrn, haben sich hinter den Generalcapitain gesteckt, der viel zu galant ist, um schönen Augen eine Bitte abschlagen zu können — und so habe ich es freilich

nicht umgehen können, ihm wenigstens einen Theil der guten Nahrung und **Doces** *) zukommen zu lassen, welche die viel zu gutmüthigen Senhoras diesem erschrecklichen Staatsverbrecher täglich senden.»

«Aber Seine Majestät der Regent will, daß er gut behandelt werde» — entgegnete ich.

«Nun, Excellenza» — versetzte er — «wenn ich ihm drei Ketten abgenommen habe und nur noch die vierte, womit er an die Wand geschlossen ist, lasse — bei Gott — das ist doch wohl Güte genug!» —

«Mein guter Senhor» — sprach ich und präsentirte ihm eine Priese — das sicherste Mittel, ein portugiesisches Herz zu gewinnen — und er war ein Portugiese — «ich kann **vossa merce** ein Staatsgeheimniß vertrauen — dieser Unglückliche ist ein Gefangener der Regentin, und Seine Allergetreueste Majestät haben nur Allerhöchst indignirt den Verhaftsbefehl unterschrieben — ich habe Ew. Gnaden daher den mündlichen Befehl zu bringen, den Gefangenen sofort auf freien Fuß zu stellen.»

«Excellenza» — entgegnete er — «Sie sehen mich in Verzweiflung, mündlichen Befehlen dieser

---

*) Süßigkeiten — Confituren.

Art nicht genügen zu können, da ich der schriftlichen Befehle bedarf als Belag zu meinem Kerkerbuche.»

«Wenigstens werden Ew. Gnaden angewiesen,» entgegnete ich betroffen, «ihm ein anständiges Zimmer anzuweisen, und einige Freiheit angedeihen zu lassen.»

«**Verdadeiro Deus**» — erwiederte er — «der **Senhor o Conde** befindet sich in völliger Freiheit, wenigstens in seinem Secreto und so weit die Kette reicht. — Es sind unsere Staats- und Inquisitionsgefängnisse, diese Secrete» — fügte er erläuternd und mit einiger Eitelkeit hinzu — «wahrlich die festesten Gefängnisse, welche die Klugheit der Inquisitoren nur ersinnen konnte, um jedes Entweichen unmöglich zu machen!» —

«Kann ich den Grafen dort nicht sehen?» —

«Sehen, Excellenza?» — lachte er mit einem so malicieusen Ausdruck, daß mir die Haut davon schauderte — «da unten würde eine Katze Mühe haben, zu sehen — denn Ew. Excellenz mögen wissen, es sind sechs Fuß ins Gevierte haltende Gewölbe, die weder Fenster noch Luftloch haben und blos durch eine eiserne Klappe zugänglich sind, welche sich in der gewölbten Decke befindet.»

«Und dort noch angeschlossen?» — rief ich empört.

«Nein, Excellenza» — entgegnete er mit höhnischer Ruhe — «aber angeschmiedet; denn Schlösser und Riegel können aufgebrochen werden.»

«Wie kann dort ein Mensch gesund sein?» —

«Das ist er auch nicht» — entgegnete er und nahm eine zweite Priese aus meiner Dose. «Wir sind nicht grausam genug, unsere Gefangenen zu zwingen, daß sie gesund sein sollen; — nach seinem Wimmern zu urtheilen, wird es bald aussein mit ihm.» —

«Und keinen Arzt — keinen Trost der Religion?» —

«Wozu das, Excellenza?» — entgegnete der Schreckliche und zuckte die ohnehin schon hohen Schultern bis über die Ohrzipfel hinauf — «im Vertrauen gesagt, er ist auch der Ketzerei beschuldigt; seine Gattin soll keine Christin, sondern eine Lutheranerin sein, oder wenigstens deren Vater — kurz, der Großinquisitor, der es mit der Regentin Donna Carlotta nicht gern wird verderben wollen, hat mir sagen lassen, daß der Conde — ein Verdammter sei, der das San benito verdient habe. — Nun, Excellenza — seitdem das Autodafé keine

Scheiterhaufen mehr liefert, giebt es andere Mittel, die Seelen der Verdammten in die Hölle zu liefern.»

«Aber Ew. Gnaden» — entgegnete ich — «hätten doch das Schicksal dieses Unglücklichen ganz in seiner Hand; — wenn Sie seine Lage verbesserten, wer würde es erfahren?»

«Freilich, denn die Gefängnisse werden nie visitirt; allein was hat man davon .... es giebt hier keine reichen Gefangenen, die eine gute Miethe für die besseren Staatszimmer bezahlen könnten.»

«O Senhor — dieser arme Conde ist noch reich, hat reiche Freunde — vierzig Crusados für den Monat ...»

«Wenn Sie achtzig geben ...»

«Gut — hier in meiner Hand — sogleich zahlbar, wenn Ew. Gnaden mich überzeugen wollten ....»

«Gewiß — augenblicklich!»

Nun wurde ich durch einen langen verschlossenen Gang, der an beiden Seiten Gefängnißthüren enthielt, in einen großen, in der Mitte des zweiten Saals befindlichen, ebenfalls mit eisernen Stäben vergitterten Saal geführt. Mit Entsetzen sah ich in dem steinernen Boden desselben eine Menge kleiner eiserner Fallthüren. Eine derselben wurde nicht

ohne Anstrengung geöffnet, und ein feuchter Modergeruch drang daraus hervor, wie aus einem frisch geöffneten Grabe.

Ein Schauder, wie ich ihn nie gefühlt, überlief meine Haut — als ich unten in der dunklen Tiefe Kettengerassel und ein schweres Stöhnen vernahm.

«**Senhor o Conde de Lavradio**» — rief ich hinunter — «Ist Ew. Excellenz krank, so verlangen Sie, in das Hospital gebracht zu werden.»

«Das geht nicht» — unterbrach mich der Kerkermeister — «unter meinen Händen muß er bleiben.» —

«Ich lebe noch» — entgegnete die Stimme von unten — «aber hoffe nicht mehr! — ich fühle mich krank zum Sterben — was will ich mehr» — rief er bitter — «ich liege ja schon im Grabe.»

«Excellenz» — rief ich hinunter — «dürfen hoffen — der Stern Ihres Glücks ist noch nicht erloschen — doch erst Errettung aus diesem Grabe, dann mehr!» —

Und nun ließ Senhor Jordão einen Schlosser am Seile hinab, der mit einer Blendlaterne eine Scene beleuchtete, die sich nicht schildern ließe, ohne alles menschliche Gefühl zu empören. Dröhnende Hammerschläge, sonst die Ankettung eines Unglück-

lichen bezeichnend, den man, wenn er stirbt, an der Kette verfaulen läßt, waren jetzt das Zeichen der nahen Erlösung. Endlich war die gräßlich verfallene und entstellte Leidensgestalt mittelst eines um den Körper gebundenen Seils von zwei Kerkerknechten ans Licht gezogen. Bart und Haupthaar waren ihm gewachsen, verwildert und grau geworden, obgleich Dom Epifanio noch ein junger Mann war. Seine Züge waren durch Geschwulst entstellt und so grünlichbleich, daß er einem Todten glich, als er mit den ersten Zügen der frischen Luft in Ohnmacht sank und seine Augen schloß, weil sie den ungewohnten Lichtreiz nicht ertragen konnten. Seine Kleidung zerfiel in Stücke, und der Modergeruch, den der Unglückliche verbreitete, war unerträglich. Die gefühllosen Kerkerknechte legten ihn auf die Steinplatten nieder, womit der Saal gepflastert war, und Senhor Jordão bemerkte: «Schade — der gute Miethsmann wird meine hübsche Visitenstube nicht mehr lange bewohnen.»

«Senhor» — sprach ich und zog ihn zur Seite — «es steht nur bei Euch, sein Leben und die Miethe zu verlängern, wenn Ihr ihn in die Casa de Misericordia des Gefängnisses gebt und

den barmherzigen Schwestern zur Verpflegung überlaßt — er steht ja dort noch immer unter Eurer Aufsicht — die Miethe für das Bett im Hospital wird Euch eben so hoch bezahlt, und ich halte Euch für viel zu vernünftig, um nicht für 160 Crusados monatlich etwas menschlich zu sein. — In dieser allgemeinen Verwirrung wird man sich wenig um Eure Gefangenen bekümmern, und mir dürft Ihr schon Verschwiegenheit zutrauen, weil ich durch Indiscretion dem Gefangenen am meisten schaden würde.»

«Excellenza» — sprach er nach einigem Nachsinnen — «Euer Vorschlag ist nicht übel, und geht es so weit gut, so verkaufe ich Euch am Ende den ganzen Mann, vorausgesetzt, daß Ihr so klug seid, ihn unter fremdem Namen nach Minas Geraes, in den Bergwerksdistrict, zu schicken, denn so lange Donna Carlotta lebt — ist an Verzeihen nicht zu denken; — — ich weiß das am besten» — raunte er mir geheimnißvoll zu — «denn ich war Stallknecht in ihren Diensten und — nun ich war sonst ein hübscher, grader Kerl, aber die Gicht und der Aerger haben mich so contract gemacht — und der Groll über schändliche Mißhandlungen — daß ich wohl Lust hätte, ihr diesen Possen zu spielen —

Gottes Rache — so wißt denn, ich bin — Dom Miguel's Vater!» —

Bei diesem Bekenntniß dieses schrecklichen Menschen rieselte mir ein Fieberfrost über die Haut — ungeachtet ich damals noch nicht die volle schreckliche Bedeutung dieser Mittheilung kannte. Es ließ sich damals nur erst ahnen, daß der Sprößling dieser verbrecherischen Verbindung auch der Erbe der Bosheit seines Vaters und der Intriguen seiner Mutter werden würde.

Jetzt gewann ich das Vertrauen dieses entsetzlichen Menschen völlig, dadurch, daß ich ihm von den neuen Liebschaften der Donna Carlotta und von den Unarten des kleinen Dom Miguel erzählte.

«Ha» — rief er aus — «sie ist eine Metze, der ich einen Messerstich beibringen würde, wäre die Majestät nicht heilig; aber dieser junge Bastard ist ein kleiner Teufelskerl, der mir noch Ehre und Freude bringen wird — Verdadeiro!» —

Vor meinen Augen und mit meiner Hülfe wurde darauf der kranke Conde, Dom Epifanio, in das dicht an das Gefängniß anstoßende kleine Hospital gebracht, und ich machte ihm vorsichtig Hoffnung, seine Gattin wiederzusehen, die mit einem englischen Schiff nach Bahia gekommen sei, um

ihn zu retten und, wenn sich sein Geschick nicht versöhnen lasse, mit ihm zu entfliehen. Diese Nachricht schien erst heftig erschütternd, dann wohlthätig auf ihn zu wirken. Im Hospital wurde er unter fremdem Namen eingeschrieben, und Senhor Jordão erklärte ihm trocken, daß die geringste Indiscretion, selbst unter dem Siegel des Beichtgeheimnisses, den augenblicklichen Verlust dieser precairen Erleichterung seiner Lage zur Folge haben werde.

Nun eilte ich, Donna Eleonora aufzusuchen. Ich fand sie im Hôtel des britischen Consuls, da, wie sich von der Galanterie der englischen Seeleute erwarten ließ, der Oberadmiral Sidney Smith für ihre Ausschiffung und ein anständiges Unterkommen mit britischer Liberalität gesorgt hatte. Meine Mittheilung erfüllte sie mit Entsetzen und Schmerz; doch hob ich hervor die Hoffnung auf Wiedervereinigung, die aus dieser verbesserten Lage ihres unglücklichen Gatten hervorgehe — und gab ihr die tröstliche Versicherung, daß ich meinen Freund, den königlichen Leibarzt Doctor Vieira, lebhaft für diesen Kranken interessirt, und daß dieser schon sich nach der Casa de Misericordia des Gefängnisses begeben habe. — «Und ich» — rief sie lebhaft — «werde seine treue Pflegerin sein, indem ich mich

als Novize in das Kloster der heiligen Clara begeben werde, dessen graue Schwestern sich der Pflege und religiösen Tröstung der Kranken unterzogen haben.»

Dom Epifanio hatte sich schon sichtlich erholt, als ich am folgenden Tage eine in graue Seide gekleidete, verschleierte Novize im Gefängnißhospital einführte. Ihre zarte Hand zitterte in meinem Arm, als ich sie die Treppe zum zweiten Stockwerk hinanführte. Der Anblick des Schmutzes und des menschlichen Elends der vielen verwahrlosten, in Unreinlichkeit und dumpfer Luft vergehenden Kranken, der uns in den allgemeinen Krankensälen, die wir zu durchwandern hatten, sich darbot, erschütterte die zarte, an die feinsten Annehmlichkeiten des Lebens gewöhnte Frau so durch und durch, daß sie bebte und sich scheu hin und her umsah; — sie glaubte in den hinsterbenden Zügen eines jeden Kranken das Bild des Elends ihres Gatten zu erblicken, und dieser Gedanke trug noch mehr dazu bei, ihr diesen Gang zur wahren Pein zu machen. Zum Glück hatte Doctor Vieira mit feiner Aufmerksamkeit dafür gesorgt, daß der kranke Graf ein besonderes Zimmer erhalten hatte und in ein reinliches Bett gebracht war; auch hatte er ihm

frische Leibwäsche und Kleidung gegeben, nachdem er ihn durch kräftige Bäder wieder belebt hatte. Der Bart war rasirt, das Haar verschnitten und gekämmt, und so sah der kranke Graf wenigstens einem Schreckbilde nicht ähnlicher als einem Menschen, sondern er glich einem Kranken von Stande und Bildung, dessen Anblick wenigstens nicht mehr das Grausen erregte, wie sein Ansehen am vorhergehenden Tage.

Den Augenblick des Wiedersehens der liebenden Ehegatten unter solchen Umständen zu schildern, vermag meine Feder nicht. In ihrer Seele verdrängte das innigste Mitgefühl jedes andre, und in der seinigen war die Freude durch eine Wehmuth gedämpft, die ihrer Umarmung ein so süßes Schmerzgefühl gab, wie es gewiß nie wieder in solcher unglücklichen Lage menschliche Seelen empfunden haben mögen.

Ich war begreiflich discret genug gewesen, mich während der ersten thränenreichen Umarmung zurückzuziehen und die Eingangsthür zu bewachen. Als ich nach einer Stunde wieder eintrat, um mit Beiden das Nöthige zu besprechen, saß er schon aufrecht im Bett, von ihrem Arm umschlungen, und mit stummem Entzücken hingen Auge an Auge,

ohne nur ein Wort zu reden. Erst mein Dazukommen löste ihre Zungen, und nun erzählte Donna Eleonora ihre Erlebnisse, auch die ihres Kindes, und Epifanio war davon so ergriffen, daß er nicht mehr die Kraft hatte, ihr die seinigen zu erzählen, was er ohnehin aus Schonung ihres Gefühls, und um zu entsetzliche Erinnerungen zu vermeiden, nicht gern that.

Für diesen Abend begab sich Donna Eleonora wieder in das Kloster zurück, da der Arzt erklärt hatte, es sei dem Kranken Ruhe nöthiger als Pflege. Auch war es nothwendig, die Priorin — die eine kluge und fromme Dame war, ins Verständniß zu ziehen. Durch das Weihgeschenk eines diamantenen Halsbandes an das in ihrer Klosterkirche verehrte Bild der heiligen Senhora Clara, der gnädigsten Schutzpatronin des Klosters, wurde ihre Zuneigung gewonnen. Die Condeça durfte es wagen, sie in das Vertrauen zu ziehen, und erhielt darauf leicht die Billigung, Tag und Nacht in der Casa de Misericordia bleiben zu dürfen, um ihren kranken Gatten zu pflegen.

Als ich am folgenden Tage Audienz beim Regenten gehabt hatte, um ihm Bericht über den wunderlichen Auftrag wegen der Kirchen abzustatten, folgte mir Dom Pedro in ein einsames Vorgemach und winkte mir, zu ihm in eine einsame Fenstervertiefung zu treten. Als ich ihm mit einer devoten Kniebeugung die Hand küssen wollte, sagte er mit leidenschaftlicher Spannung: «Lassen wir die Possen unter vier Augen. Sagen Sie mir lieber, wo sich die kleine Mariaquinha befindet. Wenn nur dem kleinen Engel kein Unglück zugestoßen ist — bei Gott, ich fürchte irgend eine Bosheit meines Bruders; aber **verdadeiro Deus** — wenn ich nur dahinter komme....!»

Dabei knirschte er mit den Zähnen und machte eine unwillkürliche Bewegung, wie die eines Messerstoßes. —

«Was ist mit dem Kinde?» — rief ich erschreckend aus. —

«**Para Deus**» — rief er — «Sie wissen es noch nicht? Bei den Unordnungen des Ausschiffens ist sie abhanden gekommen, und keine sterbliche Seele weiß: wohin?» —

Erbleichend vor Schreck legte ich mich auf Er-

kundigung. Was ich später erfuhr, werde ich mittheilen.

Es war richtig der kleine Dom Miguel gewesen, dessen Bosheit und Muthwille das Abhandenkommen dieses lieblichen Kindes veranlaßt hatte.

Nur mühsam war noch einige Ordnung bei der Ausschiffung des Regenten und seiner Gemahlin beobachtet, aber als diese schon in ihre ungeheure Kutsche stiegen, waren die Maulthiersänften für die Königin, die Prinzen und Prinzessinnen durch das Volksgewühl und besonders die zwölf Stiere und ihre Treiber so zurückgedrängt, daß die Kinder des Regenten und die wahnsinnige Königin noch eine Zeitlang in der Barke zurückbleiben mußten, ehe man es wagen zu dürfen glaubte, sie ans Land zu setzen.

Mariaquinha war wie gewöhnlich in Dom Pedro's Nähe, dieser aber war in beständiger Beschäftigung, die Ordnung wieder herzustellen und besonders für die Sicherheit seines kleinen Schützlings zu sorgen. — Nachdem endlich die merkwürdige Equipage des Regenten sich in Bewegung gesetzt hatte, konnten sich die Maulthiersänften, die

für den Transport der Kinder desselben und des Gefolges bestimmt waren, wieder mehr der Calcada, an welcher die Barken landeten, nahen. Da sprang Dom Pedro in seiner leichten Matrosentracht, die er so sehr liebte, augenblicklich ans Ufer, und nachdem die Königin mit Gewalt in eine Sänfte gebracht war, während sie wie gewöhnlich immer schrie, man wolle sie zur Hölle bringen, — trug Dom Pedro die zarte Mariaquinha ans Land und durch das Volksgewühl der nächsten Sänfte zu, worin schon die beiden jungen Infantinnen, Donna Maria Francisca und Donna Isabella, mit ihrer Gouvernante saßen. Da der Raum dieser tragbaren Seja dadurch schon sehr beengt war, so protestirte die alte Dame, die, in ihrer pünktlichen Ordnung gestört, sehr verdrießlich geworden war, auf das Eifrigste gegen diese Vermehrung der Insassen dieser Sänfte und behauptete, es sei durchaus kein Platz mehr, wenigstens sei es nicht anständig, die jungen Infantinnen zu belästigen. Dagegen eiferte Dom Pedro, daß dieses junge Mädchen ihrer Obhut so gut anvertraut sei wie seine Schwestern; von ihrer Dienerin sei sie durch die herrschende Unordnung getrennt, allein könne er sie unmöglich in die folgende Sänfte bringen. Die Infantinnen verlang-

ten ebenfalls die Aufnahme dieses Kindes, und Mariaquinha versprach, sich zu den Füßen der Senhora niederzusetzen und gewiß Niemanden zu belästigen. Zum Unglück aber hatte sich der kleine Dom Miguel in seiner — man kann wohl sagen schäbigen — Generalsuniform durch seinen vertrauten Stallbedienten ans Land tragen lassen und prätendirte nun mit Geschrei den Vorrang vor der kleinen Condesinha, und wenn noch Platz in der Sänfte der Infantinnen sei, so gebühre ihm dieser nach Rang und Würde. — Dom Pedro dagegen gab den Ausschlag — er hob ohne Weiteres Mariaquinha in die Sänfte, ließ diese zumachen und schalt seinen Bruder einen unartigen Buben, der von ihm Schläge erhalten würde, sobald sie wieder allein wären. Dann bestieg er eins der vielen gesattelten Pferde, die in der Nähe standen, schwang sich darauf und ritt davon, dem Menschenstrome nach, der sich gegen den Hauptplatz der Stadt und dem dort belegenen Gouvernementspalast bewegte.

Dom Miguel knirrschte mit den Zähnen vor Wuth, dann rief er — mit geballter Faust seinem Bruder nachdrohend — in das Getöse der brausenden Volksmenge hinein: «**Verdadeiro Deus!** — die Pest über diesen Schurken von Bruder — die

Pest über diese Metze von Kinde, das mir vorgezogen wird — **muerra** — ich sage Euch» — fuhr er mit gedämpfter Stimme, aber so grollend, wie man es wohl nie an einer so jungen Kinderseele bemerkt haben mag, gegen den ihn tragenden Stallknecht und dessen Begleiter fort — «Ihr sollt durch meine Verwendung bei meiner Mutter die besten Stellen im Zollamt haben, wenn Ihr mich rächt und zugleich mir diese kleine Person, die mich ärgert, vom Halse schafft — **Verdadeiro**.... Ihr versteht mich» — — und damit hatte er jene schreckliche, allen Portugiesen verständliche Pantomine des Messerwerfens gemacht.

«Nichts leichter, **Altezza** *)» — murmelte der Eine zwischen den Zähnen — «wir dürfen nur folgen und im Gedränge dem in den hinteren Tragbäumen gehenden Mulo die Hessen durchschneiden, und dann den Tumult benutzen, um die Condesinha, unter dem Vorgeben, sie retten zu wollen, in das Volksgewühl auszusetzen oder vor einen Ochsenkarren zu werfen, so wird sie zertreten oder zermalmt und nie wieder die Unverschämtheit haben, den Vorrang vor Seiner Hoheit verlangen zu wollen.»

---

*) Hoheit.

«Die Pest — Tellez — Du bist ein Prachtkerl von Klugheit — Du sollst Dir noch obenein eine Gnade ausbitten, welche Du willst — **Verdadeiro** — und wenn die ganze Welt darüber zu Grunde ginge — Du sollst sie haben.» —

Die Bösewichter küßten die Hand ihres kleinen gnädigsten Herrn und setzten ihn in die nächste Maulthierseja, alsdann vollführten sie diesen boshaften Anschlag so geschickt, daß im furchtbaren Gedränge dem armen Maulthiere die großen Sehnen am Kniegelenke der Hinterbeine abgeschnitten waren — eine grausame Operation, die in Brasilien auf der Jagd der halbwilden Stiere angewendet zu werden pflegt, um sie zu fangen und schlachten — und als dieses mit der Sänfte niederstürzte, ergriffen sie die kleine Condesinha und setzten sie mitten im entsetzlichsten Volksgewühl aus, in den tiefsten Koth, wo sie bald von einem Trupp lasttragender Neger niedergerannt wurde und nun freilich so beschmutzt war, daß man sie für ein Kind vornehmer Eltern unmöglich halten konnte.

So viel erfuhr ich noch während des Aufenthalts des Hofes zu Bahia durch meinen Bedienten; denn die beiden Buben hatten es nicht lassen können, unter ihren Kameraden sich jener entsetzlichen

Missethat zu berühmen. — Alle Bemühungen, das verlorene Kind wieder aufzufinden, waren vergeblich. —

Mit Dom Epifanio's Besserung im Hospital ging es, bei der erbärmlichen Einrichtung dieser Heilanstalt, langsamer, als wir nach Vieira's Versicherung glaubten hoffen zu dürfen. An eine Flucht, die ohne eine weite Reise in das noch undurchforschte Innere dieses Reichs, oder auf einem englischen Schiff nach England hin nicht möglich war, durfte man bei dem periodischen Fieber, woran der Kranke litt, vorerst nicht denken. Der Gefangenaufseher Senhor Jordão war gewonnen, indeß rieth dieser auf das Dringendste, die Zeit der Anwesenheit des Hofes für diesen Zweck zu benutzen, da später die wiederhergestellte Ruhe und Ordnung die Flucht erschweren und die Entdeckung leichter machen würde; so wie der geringste Verdacht entstehe, so müsse er augenblicklich die ertheilte Begünstigung zurückziehen und den Kranken, ohne alle Rücksicht, wieder in sein dunkles Secret zurückbringen.

Durch diese entsetzliche Drohung war die Lage dieser unglücklichen Familie noch um Vieles gefahrvoller geworden, und Senhor Jordão war der Mann dazu, solche Drohungen auszuführen.

Anfänglich hatte Dom Epifanio, im stolzen Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit, jede Idee von feiger Flucht von sich gewiesen. Er wollte sein Recht suchen, seine Verfolger verklagen und dann seine wiederzuerlangende Freiheit benutzen, um sich zu rächen oder zu sterben — das waren die Gedanken, womit sich seine feurige Seele trug. Es kostete Mühe, ihn davon abzubringen. Vergebens versuchte ich, ihn zu überzeugen, daß in diesem Lande einer ministeriellen Willkürherrschaft, bei der Charakterschwäche des Regenten, die Intriguen seiner Gemahlin volles, freies Spiel hätten, daß alsdann aber schon die geringste Erinnerung an das Dasein Dom Epifanio's in den Gefängnissen zu Bahia unvermeidlich seinen Untergang zur Folge haben müsse. Mit Stolz entgegnete er: «So will ich denn fallen als ein Opfer der schändlichsten Intriguen und will meine Genugthuung darein setzen, daß die schlechte Regierung dieses jämmerlichen Regenten sich mit einem neuen Morde belasten wird.» —

Erst den sanften, schmeichelnden Bitten seiner schönen Gattin gelang es, ihm das Versprechen abzunehmen, daß er einen Schritt nicht wagen wolle, der auch sie mit in sein Verderben herab-

reißen würde. Uebrigens hatte die Condeça mit umsichtiger Klugheit schon in Portugal zeitig ihr disponibles Vermögen in englischen Fonds angelegt und hatte die Pachtung ihrer ausgedehnten Morgados einem treuen und sicheren Mann übergeben, von dem sie erwarten durfte, daß er ihre Anweisungen unbedingt honoriren würde; der uns wohlbekannte Senhor Sebastião, ein verschwiegener und kluger Geschäftsmann, hatte von ihr Generalvollmacht erhalten, ihre Vermögensangelegenheiten zu verwalten, und so konnte sie jederzeit durch den englischen Consul zu Bahia die bedeutendsten Summen beziehen — ein Umstand, der ihre dereinstige Flucht sehr begünstigen mußte, zugleich auch ihnen die Mittel gab, den schrecklichen Jordão immer bei guter Laune zu erhalten. —

Nun entledigte ich mich noch des letzten schweren Auftrages, der aber die Herzen der beiden Unglücklichen in die tiefste Bekümmerniß versetzte. Ich erzählte ihnen das Verschwinden ihrer jungen Tochter und verhehlte dabei nicht, was ich erfahren hatte von der Schuld, die Dom Miguel daran trug.

Dieser letzte Umstand versetzte Dom Epifanio völlig in Wuth — er schwur einen fürchterlichen

Eid, sich an diesem verruchten Buben auf das Schrecklichste rächen zu wollen. Keine Vorstellung brachte ihn davon ab — die Beschäftigung mit Rացheplänen gewährte die einzige Milderung für seinen ungeheuren Schmerz. Wenn dieser furchtbare Rachedurst ein deutsches Gemüth verletzen würde, so wolle man bedenken, daß dem heißblütigen Bewohner des Südens das Rachegefühl einen fieberhaften Zustand erregt, der erst dann nachläßt, wenn die Rache gesättigt ist. — Donna Eleonora dagegen beweinte ihr geliebtes Kind als todt.

Es bedurfte von meiner Seite mehrere Tage des freundschaftlichen Zuredens, um ihnen die Hoffnung zu geben, daß Mariaquinha sicher noch leben werde, da man ihren todten Körper nicht gefunden habe. Es war mir eine traurige Pflicht gewesen, diese ohnehin schon so bekümmerten Herzen noch mehr zu betrüben, allein es gab kein andres Mittel, die Fortsetzung der Nachforschungen nach diesem lieblichen Kind in gute Hände zu legen. — Dem Prinzen Dom Pedro hatte ich dagegen meine Entdeckung der Bosheit des kleinen Miguel nicht mittheilen wollen, um nicht den bereits so tief gewurzelten Bruderhaß noch mehr zu entflammen.

Und so begleitete ich denn, nicht ohne Besorg-

nisse für eine unglückliche Familie, die mich lebhaft interessirte, den Regenten und den ganzen Hof nach Rio de Janeiro.

Vergebens hatte Bahia Alles aufgeboten, um Dom João VI. zu bestimmen, seine Residenz bleibend nach dieser alten Hauptstadt von Brasilien zu verlegen. **San Sebastião de Rio de Janeiro** — denn so lautet der ganze Name dieser großen, um 10 Grad, also 150 Meilen mehr nach Süden belegenen Hauptstadt des Reichs — war dazu auserſehen. Nach einem zweimonatlichen Aufenthalt des Hofes zu Bahia wurden in der Bai von St. Salvador die Anker der portugiesischen Königsflotte gelichtet, und am 7. März lief das Geschwader durch die enge Durchfahrt zwischen dem hohen kegelförmigen Zuckerhut und dem würfelförmigen Govia ein in den schönen Meerbusen von Rio de Janeiro.

Siebente Aufzeichnung.

Die Bai von Rio Janeiro. — Die Stadt Rio de Janeiro. — Farbige Leute. — Der Palast. — Aermlichkeit der Hofhaltung — des Militairs. — Der Regent, die Königin, Prinzessin Carlotta, die Schwägerin und Tante des Regenten. — Graf von Linhares. — Einwirkung des Hofes auf das Leben in Rio de Janeiro. —

Der schönste Meerbusen der Erde, die Bai von Rio de Janeiro, belebte sich mit der stolz heransegelnden Königsflotte.

Hier war die Ankunft dieser Flotte nicht so unerwartet als zwei Monate früher zu Bahia. Hundert Flaggen mit den portugiesischen Farben wehten von allen Forts und von allen Schiffen — Kanonensalven, mit ihren feinen Dampfwolken, rollten über die spiegelglatte, reinblaue Fluth dahin und daher; von allen Masten flatterten lange Wimpel in die wolkenreine, glänzendblaue Luft; mit Ruderbarken und Segelbooten belebte sich das geräumige Bassin, und von allen den zerbröckelten Felsen-

inseln, die oft die prangendste tropische Pflanzenwelt auf ihren Häuptern tragen, erhoben sich Schaaren von Seevögeln und begrüßten uns, wie Boten des Himmels, aus der noch mit allem Reiz des Geheimnisses da vor uns liegenden neuen Heimath, indem ihr Gefieder am blauen Himmel blitzte.

Ein weiter Uferkranz von magischer Wirkung umgiebt diesen vier Meilen im Durchmesser haltenden Seespiegel. Alle Farben glühen im Sonnenlicht. Das Gestade, von blauen, rothen, braunen und grauen Thonschichten oder schillerndem Gestein gebildet, ist durchzogen und überragt von einer sammetgrünen Vegetation, die überall sich hindrängt und mit unbeschreiblicher Ueppigkeit wuchert, wo nur immer die feinste Wurzelfaser Fuß fassen kann. Und diese Pflanzenwelt erstreckt sich hinan bis zu den blaugrünen Gipfeln der bewaldeten Berge, welche ringsum über das reizende Gestade sich erheben. Lichtgrüne Inseln scheinen auf diesem blauen Meereshimmel zu schwimmen, und aller Reiz dieses entzückenden Uferkranzes verdoppelt sich durch ein zitterndes Spiegelbild desselben. — Im Hintergrunde dieser magischen Bai, doch mehr nach der westlichen Seite hin, schimmert Rio de Janeiro, die Hauptstadt Brasiliens, der Wohnsitz von damals

kaum 50,000*) Menschen, von denen jedoch die Hälfte aus Negersklaven besteht. — Diese blendend weiße Häuserwelt mit ihren flachen Dächern, worauf Orangengärten prangen, zieht sich amphitheatralisch die Anhöhen hinan, welche das Thal des Flusses (Rio) Janeiro umkränzen. Weiße Quintas blitzen auf allen die Stadt umgebenden Höhen im dunklen Laube der Orangen-, Feigen- und Cacaopflanzungen, und an diese grenzt der Urwald, so alt wie der Boden, auf dem seine Riesenstämme wurzeln — so dunkel wie das schaurige Geheimniß, das er umhüllt.

Das Alles macht einen Eindruck auf das Gemüth, wie ihn nur die vollendetste Vereinigung des Schönen, Zierlichen und Erhabenen hervorzuzaubern vermag. —

Ob der Prinz-Regent Aehnliches empfunden haben mag? — Fast möchte ich es bezweifeln. Mit seiner gewöhnlichen Seelenlosigkeit und hängenden Unterlippe stand er unter einem flatternden Gezelt von rothen und blauen Seidenstoffen auf

---

*) Nach Navarro d'Andrade's Anmerkungen zu Grant's Beschreibung von Brasilien; später, 1827, hatte sich die Volkszahl auf 180,000 Seelen vermehrt, nach Weech's Brasilien ꝛc.

der Höhe der sogenannten Schanze des Admiralschiffs, mit dem diamantenen Stern auf dem veilchenblauen Sammetkleide, starrte hinaus in die himmelblaue Fluth und athmete den würzigen Duft der Orangen, Melonen und Feigen, den ein leichtbewegtes Lüftchen von der nahen **Ilha***) **Boa Viage** und der noch mehr idyllischen **Ilha verde** herüberwehte. — Der malerische Anblick jener Insel, die sich etwa 100 Fuß über den Seespiegel erhebt, auf einem senkrechten Abhange, dessen Mischung von grauen und braunen Steinen und rothem Thon, von grünen Streifen blühender Schlingpflanzen durchzogen, im Sonnenlicht glüht, auf deren Höhe ein weißes Kirchlein im dunklen Grün der Limonien-Schatten dämmert — all dieser poetische Reiz der zartesten Contraste schien an seiner dämmernden Seele vorüberzugehen. Seine gehaßte Gemahlin, Donna Carlotta Joaquina, mit dem runden magern Gesicht und der höhnisch aufgezogenen Oberlippe, stand an seiner Seite, um den in zahlreichen Ruderbarken sich nahenden vornehmen Brasilianern ein Bild ehelicher Eintracht

---

*) Insel der schönen Aussicht.

auf dem Throne zu geben; — während sie beträchtlich Spagnol schnupfte, stopfte sie dem kleinen Dom Miguel mit Zuckerwerk den Mund, um auch ihm Geschmack an den Reizen dieses idyllischen Gemäldes beizubringen. Die übrigen Familienglieder, der lange stocksteife Infant von Spanien, die hagern und bleichen Prinzessinen Schwägerin und Tante des Regenten, und Dom Pedro nebst den jungen Infantinnen, standen wie die Orgelpfeifen nach ihrer Größe geordnet an beiden Seiten, umgeben von einem ehrerbietigen Halbkreise von Prälaten in blauen, rothen, violetten und schwarzen Seidengewändern, und gepuderten Fidalgos im altfranzösischen Marquiscostüm mit Chapeaubas, Haarbeutel, Galanteriedegen und silbernen Schuhschnallen. — Diese marionettenartig aufgestellte Königsfamilie, welcher auch die geisterhafte Figur der wahnsinnigen Königin, im grauen Nonnengewande, mit der Rose im greisen Haar — den schauerlichsten Contrast bildend — nicht fehlte — zerstörte auf einmal durch ihr Erscheinen alle Poesie eines Bildes, dessen Schönheit nur Einer aus diesem Kreise zu empfinden schien — — der schöne junge Prinz Dom Pedro, dessen dunkelglühendes Auge jedoch sehr ernst und sinnend auf jener weißen

Häusermasse ruhte, die sein künftiges Geschick und das seines Hauses verhüllte.

Langsam und majestätisch nahte sich die Flotte der Stadt, die das Thal eines hervorragenden Berges ausfüllt und sich längs der Küste bis zu andern Höhen hinanzieht. Kirchen, Klöster und weißschimmernde Landhäuser bedecken jedes Hügelchen und schmücken jeden Abhang dieser phantasiereichen Höhen, welche ein Kranz von geheimnißvollen Wäldern beschattet. Dieser Anblick ist von unbeschreiblicher Pracht und Schönheit. Einige der kleineren Baien und Buchten sind wahrhaft reizend in ihrer grünen Stille.

Die Ausschiffung ging mit weit mehr Ordnung von Statten als zu Bahia; da — so weit es portugiesische Nachlässigkeit zugelassen hatte — für die Aufnahme der königlichen Familie vom Vicekönige schon einige Vorkehrungen getroffen waren, und dann auch das zum königlichen Palast eingerichtete Gefängniß und Münzgebäude in der Nähe war.

Wer irgend eines Eindrucks fähig war, mußte mit den gespanntesten Erwartungen eine Stadt betreten, die sich im **point de vue** eines so reizenden Meerbusens als der entzückendste Aufenthalt in der

Welt angekündigt hatte; aber wie entsetzlich war die Enttäuschung, als ich statt der geträumten Houris, die ein irdisches Paradies zu einem Aufenthalt für Götter erheben mußten, Reihen von fast nackten Negersklaven erblickte, die an langen Stangen oder auf den wolligen Köpfen die schwersten Waarenballen durch den tiefen Straßenkoth schleppten, wobei sie ihren melancholisch-eintönigen Gesang erschallen ließen. — Hat schon Lisbôa einen südlichen Charakter, so ist dieses bei Rio de Janeiro noch weit mehr der Fall. Auch dort, in der portugiesischen Residenz, giebt es Neger und Mulatten und schwarzbraune Gestalten; allein hier verräth sich das tropische Klima, man möchte sagen, in jedem Zuge der Physiognomie dieser Tausende von durcheinander wogenden Menschen, wie der ganzen mystisch-dunklen Stadt, die in der Nähe alle ihre magischen Reize verliert. — Während man in Lissabon an Farbigen nur Mulatten, die Mischlinge von Negern und Weißen, kennt, giebt es hier in dieser südlichen Residenz eine Mannigfaltigkeit der Abstufungen jener Mischungen von Negern und Weißen (Mulatos), von Weißen und Indiern (Mamaluccos, auch Mestizos), von Negern und Indiern (Caribocos), von Mulatten und Negern

(Cabras), die noch eine unendliche Menge Unterabtheilungen nach dem Geschlecht und den verschiedenen Graden ihrer Mischung enthalten, z. B. **Quarteros**, die nur zu einem Viertheil fremdes Blut haben, u. a.; außerdem aber noch eine große Verschiedenheit der reinen Racen; als: Portugiesen (**Portugezes** oder **Filhos do reino**), Eingeborene von diesen abstammend (**Brazileiros**), Urbewohner, als: uncivilisirte Indier (Wilde — **Indios, Gentios, Tapujas, Bugres** genannt), civilisirte Indier (**Caboclos**), afrikanische Neger von der Küste kommend (**Negros novos, Muleccos**), und in Brasilien geborene Neger (**Creolos**). Man denke sich dieses verschiedenartige Gemisch von weißen, braunen, gelben, schwarzen, grauen und rothen Hautfarben in den verschiedensten brasilianischen Landestrachten, und dazwischen englische Matrosen, Seeofficiere und Gentlemens, portugiesische Hoftrachten und die verschossenen blauen Uniformen der dortigen Miliz, und man hat ein ungefähres Bild von der Buntscheckigkeit dieser durcheinander wogenden Volksmenge, deren schweigsames Getümmel nur durch den Gesang der Neger und das Gekreisch der schwerfälligen Stierkarren mit ihren Klotzrädern,

die, an der ungeschmierten Achse befestigt, mit dieser sich umdrehen, unterbrochen wird.

Doch ich würde nicht enden, wollte ich den ersten Eindruck schildern, den diese seltsame Stadt des tropischen Himmels auf mich machte, als ich sie zum ersten Mal betrat.

Jahre vergingen seitdem in stiller Entwickelung der Ereignisse, während die beiden Infanten, Dom Pedro und Dom Miguel, auch die Infantinnen zum Theil heranwuchsen und ich von den fernern Schicksalen der Condeça, ihrer Tochter und ihres Gemahls nicht das Geringste weiter erfuhr.

Es wird daher hier der Ort sein, von dem Leben der Königsfamilie in Brasilien und von der Einwirkung des Hofes auf das dortige Leben eine geschichtlich treue Schilderung zu geben.

Die Stadt San Sebastião nach ihrem alten Namen, oder Rio de Janeiro, wie sie gewöhnlich genannt wird, liegt größestentheils auf einem niedrigen, flachen Boden, dicht am Ufer der himmelblauen Bai, und erstreckt sich eine halbe Meile tiefer in das Land hinein. Die Straßen sind gerade und enge, wie es dem heißen Klima des Südens

völlig angemessen ist. In der Mitte der Stadt sind sie mit Granit gepflastert, aber so schlecht, daß es schon eine schwere Arbeit ist, die kreischenden Karren mit Klotzrädern durch eine Bespannung von Stieren oder Negern darüber hinzuziehen. Erhöhte Trottoirs für Fußgänger giebt es nicht; portugiesische Unreinlichkeit hat sich auch hier eingenistet, und so sind diese Straßen zur Regenzeit Schlammbäche, sonst aber mit Staubwolken gefüllt. Die größeste und ansehnlichste dieser Straßen läuft parallel mit der Bai und geht in ein kleines Viereck aus, das 160 Ellen lang und 80 breit ist. Dieser Platz ist nach der Hafenseite hin geöffnet. Gerade gegenüber das **point de vue** bilden Klöster; links steht das ehemalige Gouvernementshaus mit dem Münzgebäude und Gefängniß, welches, jetzt zur königlichen Wohnung erhoben, mit dem Namen eines Palastes sehr unpassend beehrt wurde. Gegenüber steht eine Reihe kleinerer Privatwohnungen, die für die königliche Dienerschaft in Beschlag genommen wurde. Der Palast selbst ist so wenig geräumig und wohnlich, daß die Familie des Prinz-Regenten, die damals aus dreizehn Personen bestand, ärmlich genug logirt ist. — Das Köstlichste, was dieser Palast bieten kann, ist die belebte Aussicht auf den

Hafen und die glänzende Bai mit ihren reizenden Umgebungen, mit den zahllosen Masten und Segeln, Flaggen und Wappen, auf die granitenen Wächter des Einganges, den unersteiglichen Zuckerhut, den würfelförmigen Govia und den hohen Corcovado mit seiner Signalflagge, auf die zahlreichen Forts von Ilha das Cobras mit den Staatsgefängnissen, auf das alte Fort San Jago, die von San João, Santa Cruz, Bota Foga, Villegagnon, San João do Carno, San Diego und viele andere noch, die allerdings geeignet wären, dem ängstlichen Regenten auf dem Balcon seiner Wohnung ein Gefühl von Sicherheit zu geben, wäre ihm nicht bekannt, daß alle diese militairischen Anlagen so verfallen, verlassen, schlecht bedient, ohne Proviant und Munition sind, daß man Mühe hat, nur die täglichen Salutschüsse, Morgens und Abends und bei dem Ankommen und Abgehen der Schiffe, abzufeuern. Als nun noch dazu die portugiesische Flotte abgetakelt im Hafen lag, und es bald darauf bei der Nachlässigkeit der Verwaltung unmöglich wurde, in See zu gehen: so kam ein großer Schreck über ganz Rio de Janeiro und besonders über die königliche Familie, als eine französische Fregatte vor dem Hafen sich sehen ließ, zum Gruß eine Kugel

gegen das nächste Wachtschiff abfeuerte und dann zum Glück mit wehender Tricolorflagge weitersegelte. — Doch wieder zurück zu dem Leben der königlichen Familie!

Man kann sich durchaus nichts Aermlicheres denken, als diese Residenz des Monarchen eines der größesten, wenn auch noch undurchforschten Reiche der Erde. Dieses ursprünglich zu ganz andern Zwecken erbaute Haus des Regenten glich im Aeußern jedem großen Privathause. Es stand auf einer Fläche von 70 Schritt Länge und 26 Breite, von welchem Raum noch ein Hof in der Mitte abgezogen werden muß. Das untere Stockwerk bestand ganz aus Säulenhallen, Wachtstuben und Waarenlagern. Im zweiten Stock residirten die ältern Glieder der königlichen Familie mit ihrer Dienerschaft. Etwa die Hälfte dieses Königshauses hat noch ein drittes Stockwerk, und dessen Erkerzimmer bewohnten die Kinder des Regenten und deren Bedienung. Die Münze und die Gefängnisse waren schon vor dem Einziehen der königlichen Familie geräumt und später wurde dieser sogenannte Palast durch einen verdeckten Gang mit dem auf der Westseite des Platzes stehenden Carmeliterkloster in Verbindung gebracht, nachdem die Mönche nach

der Lapa geschafft worden waren, wo man deshalb die dort bestandene Schule aufgehoben hatte. Dadurch war wohl etwas mehr Raum, aber wenig Annehmlichkeit und Bequemlichkeit gewonnen. Für die dreihundert Personen des königlichen Gefolges war in den die Ostseite des Platzes einnehmenden Privatwohnungen nur das beengteste Unterkommen gefunden.

Wenn schon die königliche Wohnung schlecht und ohne alle Würde war, so gewährten die Equipagen und Diener des Regenten, wenn er einmal öffentlich erschien, einen noch kläglicheren Anblick. Das beste Fuhrwerk, welches das gold- und diamantenreiche Brasilien seinem Beherrscher hatte anbieten können, war eine kleine Seja, die noch dazu mit dem Regenten von Portugal herübergekommen war. Sie wurde von zwei abgemagerten Maulthieren gezogen und von einem Bolero mit hängenden Strümpfen, in sackweiter, abgetragener, wo nicht gar zerrissener Livrée gefahren.

Die wahnsinnige Königin, der man noch die Ehre der Repräsentation lassen wollte, wurde in demselben zweiräderigen Fuhrwerk ausgefahren. Eine Hofdame saß an ihrer Seite, zwei Soldaten auf Maulthieren ritten vorauf, und ein Officier mit 12

andern folgte, nebst einem einzigen Trompeter und einem Bedienten. —

Auch das Militair, das bei solchen Gelegenheiten zu paradiren hatte, war im jämmerlichsten Zustande, eben so kläglich beritten, als uniformirt und besoldet. Die Pferde dieser sogenannten Dragoner waren nicht beschlagen, die meisten lahm, blind und wundgedrückt. Die Montur war im Allgemeinen blau, aber in allen Schattirungen dieser Farbe, verwittert und verschossen, geflickt und abgenutzt, und das Tuch grob und lose gewebt. Westen und Handschuhe waren ihnen unbekannte Dinge, und ihre Stiefeln waren alt, zerrissen und nie geschwärzt; die Helme und Patrontaschen altmodig und geschmacklos. Das Degengehänge von baumwollenem Zeuge war eben so unsauber als die Stiefeln, die Degen waren bei dem Einen lang, bei dem Andern kurz, hier spitz, dort breit. Einige hatten Carabiner, andere nur ein Pistol, oft ohne Schloß oder Stein, verrostet und unbrauchbar; an Gleichheit des Kalibers war dabei nicht gedacht. Gesichter und Hände waren nie gewaschen, das Haar entweder gar nicht oder nach Belieben verschnitten und nie gekämmt. Die Zügel waren gewöhnlich mit einem Streifen rohen Leders zusam-

mengeknüpft, welches damals allgemein in Brasilien statt der hänfenen Stricke gebraucht wurde. Gebiß und Steigbügel waren wie die Sporen seit Jahren nicht geputzt.

Der Prinz-Regent erschien öffentlich fast eben so armselig als seine Mutter, die Königin. Sein Wagen war dieselbe ganz gewöhnliche zweiräderige Seja aus Lisbõa, mit Verdeck und verschimmelten Vorhängen. Auf dem Kutschschlage des abgeschabten und beschmutzten Kastens sah man, als ungeheure Ironie, die Insignien der königlichen Würde, wenn auch nicht das Wappen von Portugal — das Schild mit den Silberlingen, wofür Judas unsern Heiland verrathen hatte. — Die Prinzessin Donna Carlotta Joaquina, seine Gemahlin, ritt zuweilen spazieren, wenn sie ihren ungeliebten Gemahl nicht, um ein Bild der Eintracht zu geben, in seiner, mit zwei Maulthieren bespannten, Seja begleitete. — Es ist wohl nicht möglich, eine seltsamere, widerlichere Figur zu sehen, als diese Dame zu Pferde. Man denke sich ihre kleine Person, das apfelrunde magere Gesicht und die altmodige Kattunkleidung, die bei feierlichen Gelegenheiten mit einer über den Weiberrock gezogenen blauen Generalsuniform, mit rothen Aufschlägen, goldnen Epauletten und kleinem

Tressenhut, vertauscht wurde, und so saß sie mit ihren kleinen, listig blinzelnden Augen und den Spuren von Spagnol auf der höhnisch aufgeworfenen Oberlippe, nach Männerart reitend, auf dem hochbauschigen altmodigen Sattel. Ihr Leibpferdchen war mager wie die berühmte Rosinante des Ritters Don Quixote, und so ritt sie bei großen Paraden vor den krummen Linien jener ärmlichen Bataillone herauf und suchte durch ein grinsendes Kopfnicken die Zahl ihrer Anhänger zu vermehren, oder auch wohl die ihrer geheimen Liebhaber zu rekrutiren. — Die Kinder des Regenten kamen selten an die Luft, bis endlich ein guter, starker Familienwagen ankam, der, wie es hieß, ein Geschenk des Königs von Großbritannien war. Jede von diesen drei höchsten Herrschaften hatte zugleich einen Kammerherrn zur Begleitung.

Diese Darstellung ist in keinem Zuge carrikirt oder übertrieben, mehrere englische Schriftsteller bestätigen die Wahrheit dieses Familienbildes. — So ärmlich aber auch die Einrichtung dieses Hofes war, so gehörte doch die größeste Anstrengung dazu, dieses Alles so zu erhalten; Gras, um die Maulthiere und Pferde für den Marstall und die Dragoner zu erhalten, gab es weder in der Nähe der Stadt

noch unter den Riesenstämmen des Urwaldes — von unseren deutschen Wiesen oder den nordamerikanischen Prairien hat man dort keine Idee; eine allzuüppige Vegetation von Schlingpflanzen und Kaktus überwuchert dort sogleich jede Stelle, die sonst geeignet sein würde, Gras zu erzeugen, und nur mit Mühe sammeln die dazu ausgesendeten Negersklaven eine Art von Schwertlilien, die dort aufschießen, oder die jungen Schößlinge des Tacoara, einer Art von Schilfrohr, das in den Wäldern wächst. An Heumachen ist dort gar nicht zu denken. Auch giebt es in Brasilien keine Getreidefelder, und damals existirten noch nicht die späteren Anpflanzungen eines grünen Pferdefutters, die man **Cupims** nennt. — Auch fehlte es an Ställen und Schuppen für die Unterbringung der königlichen Maulthiere und Wagen, und um sich einen Begriff zu machen, wie ungeheuer zurück man damals in Rio de Janeiro noch war in Allem, was sich auf moderne Cultur und Civilisation bezieht, sei angeführt, daß am Geburtstage der Königin, der einige Monate nach der Ankunft des Regenten fiel, im Ganzen nur sechs Sejas bei der großen Cour zu sehen waren, und diese waren alle offene, erbärmliche, zweiräderige Kaleschen, mit magern Maulthie-

ren bespannt und von schmutzigen Negern gefahren. Und doch war dieses einer der großen Gallatage, an welchem die reichsten Bewohner von Rio, die eine große Portion Eitelkeit besitzen, alle ihre Kräfte anstrengten, um recht glänzend zu erscheinen.

Ein Glück war es bei allen diesen ärmlichen Umgebungen, daß so wenig die Königin als der Regent viel davon empfanden.

Die Königin Donna Maria war bereits in einem Alter, wo Veränderungen nur geringen Eindruck machen, wenn nur die gewohnte persönliche Behaglichkeit nicht darunter leidet; das war hier weniger der Fall als in Portugal, und so wußte denn kaum die arme Königin bei ihrer Geisteszerrüttung, daß sie sich in Brasilien befand. In lichten Zwischenräumen war ihre Phantasie in Portugal, in den Stunden des Wahnsinns glaubte sie sich in der Hölle.

Ihr Sohn, der Regent, schien seinem Aeußern nach völlig unempfindlich zu sein gegen diese traurige Wendung des Schicksals, wodurch der alte Glanz seines Hauses so sehr verdunkelt wurde. Allein die ihn näher kannten, besonders sein Kammerdiener Franz Lobato, wollten behaupten, daß er eine größere Energie des Charakters besitze,

als man ihm zugetraut hatte; doch war es eine Energie im Dulden, eine gewisse Entschlossenheit, sich den Umständen zu fügen; nur in den seltensten Fällen, wenn er aufgeregt wurde, konnte er wohl einmal schnell und kräftig handeln; allein dergleichen war nicht nachhaltig: sobald wieder sein ruheliebendes Phlegma eingetreten war, ließ er Alles gehen, wie es mochte. — Für seine Leidensgefährten — die Auswanderer aus Portugal, von denen über tausend aus Mangel an Wohnungen in Rio auf den Schiffen geblieben waren — zeigte er viel Sympathie und zog sie auffallend den Brasilianern vor, wodurch er unter den Bewohnern von Rio ziemlich unpopulair wurde. Besonders aber begünstigte er die Engländer. Einst hatte ein junger englischer Midshipman im trunkenen Muth mit dem Säbel in der Hand die portugiesische Wache des Regenten ganz allein angegriffen und insultirt. Ein alter Portugiese schrie den Soldaten zu: «Haut ihn doch nieder!» aber diese erklärten, daß sie dadurch den Prinz-Regenten beleidigen würden — ein Beweis, daß seine Vorliebe für die Engländer allgemein bekannt war. Bei Leichenbegängnissen ließ er es nicht an theilnehmenden Erkundigungen fehlen — übrigens waren seine Stunden zwischen

geistlichen Uebungen, behaglichem Nichtsthun und Arbeiten mit den Ministern getheilt. Seine täglichen Ausfahrten zur Messe versäumte er niemals und fehlte bei keiner großen Procession irgend eines Kirchenheiligen.

Weit mehr Energie entwickelte schon in Brasilien die Prinzeß-Regentin, Donna Carlotta. Bei aller ihrer Bigotterie war sie doch sehr thätig, wo es darauf ankam, ihren Willen durchzusetzen. Jedes Mittel und jede Intrigue war ihr dazu recht, und so wußte sie sich einen Einfluß in Regierungsangelegenheiten zu verschaffen, den ihr der Regent gewiß absichtlich nie zugestanden haben würde. Bei dem Allen war ihr ein sehr spärliches Einkommen für ihre kleinen Privatangelegenheiten ausgesetzt, so daß sie nicht selten in große Verlegenheit gerieth; allein mit einer gewissen Würde wußte sie die härtesten Entbehrungen zu ertragen und mit großer Geschicklichkeit ihren Mangel zu verhüllen oder neue Hülfsquellen zu eröffnen. — Nicht selten gerieth sie dabei in Conflict mit ihrem Stolz, der dem königlichen Ansehen nie, unter keinen Umständen auch nur das Geringste vergeben wollte. Durch ihr herrisches Wesen machte sie sich gefürchtet und unbeliebt, selbst in ihren nächsten Umgebungen. Die

geringste Verletzung der Ehrerbietung konnte sie auf das Empfindlichste kränken, und nie hat man ein Beispiel gehabt, daß sie irgend eine vermeintliche Beleidigung vergessen oder ungerächt gelassen hätte.

Die Witwe des ältern, früher verstorbenen Bruders des Regenten — ein sanftes, häusliches, aber kaltes, uninteressantes Wesen, das sich schon lange vom öffentlichen Leben zurückgezogen hatte, um in der Religion den Trost zu finden, den ihr kein feindliches Schicksal rauben konnte, und die Schwester der Königin, die nichts weiter dachte und wünschte, als daß nur ihre persönlichen Bedürfnisse befriedigt wurden, fuhren fort, hier so eingezogen zu leben, wie sie es in Lissabon gewohnt waren. Sie sind übrigens so unbedeutend und so wenig eingreifend in die Lebensschicksale der königlichen Familie, daß ihrer hier nur Erwähnung geschieht, um das Bild dieses unglücklichen Familienkreises, der sich jetzt in diesem sogenannten Königspalast zusammengedrängt befand, zu vervollständigen.

Wie gespannt und unglücklich aber damals auch die Verhältnisse zwischen dem Regenten und seiner Gemahlin gewesen sein müssen, erhellt aus dem später bekannt gewordenen Umstande, daß der Regent in einer eifersüchtigen Aufregung eine Erklä-

rung in das Reichsarchiv niederlegte, daß er keines der Kinder, welche seine Gemahlin noch ferner gebären sollte, für das seinige anerkennen würde; und wenn man der **Chronique scandaleuse** des damaligen Hofes von Rio de Janeiro Glauben schenken dürfte, so hatte diese Fürstin während ihres dortigen Aufenthalts einige verheimlichte Entbindungen erlebt, und wurden die Früchte ihrer verbotenen Neigungen in Findelhäusern untergebracht, während die allgemein bekannt gewordenen Väter derselben, unter irgend einem Vorwande, in entfernte Provinzen des Reichs verbannt wurden.

Die einzige Stütze der damals auftauchenden kräftigen Verwaltung war der damalige erste Minister (Staatssecretair) des Regenten, Dom Rodrigo Conde de Linhares. Dieser einsichtsvolle und hochherzige Staatsmann hielt auf eine edle Weise seinen Fürsten aufrecht, indem er nicht nur selbst kräftig auftrat, sondern auch jedes andere Departement der Regierungsgewalt zwang, eben so gut seine Pflicht zu thun. Er erkannte mit aufgeklärter und vorurtheilsfreier Einsicht die wahren Interessen des Staats und beförderte sie mit warmer Liebe für sein Vaterland. So gelang es ihm, die rechtlichsten und einsichtsvollsten Männer an seine Ver-

waltung zu knüpfen, und mit unnachsichtlicher Strenge verfolgte er jene Bestechlichkeit und Betrüglichkeit der Beamten, die sich seit Pombal's Untergang wieder so tief in die portugiesische Verwaltung eingenistet hatte. — Alle die Lasterhaften, welche den unziemlichen Neigungen der Regentin fröhnten, vertrieb er aus dem Palast. Der Regent schätzte sich glücklich, endlich einmal am Abend seiner Regierung einen rechtlichen Mann gefunden zu haben, der ihm so überall entgegenkam in dem wohlwollenden Wunsche, das Land so aufgeklärt, wohlhabend und glücklich zu machen, als unter so drängenden Umständen nur immer möglich war; allein Eines war ihm nicht so ganz recht, daß nämlich der rechtliche Linhares nicht so wie seine gewissenlosen Vorgänger beflissen war, seinen Privatschatz zu bereichern; am meisten aber wurde er gehaßt von Allen, die bisher gewohnt waren, im Trüben zu fischen — besonders von der Regentin Donna Carlotta, deren Intriguen sein Scharfsinn durchschaute, deren Pläne er vereitelte und deren Befehle er nicht achtete. — Dieser treffliche Mensch war ein Juwel für ein Volk, das ihn liebte, für den Regenten, der ihn achtete — aber ein Dorn im Auge für Donna Carlotta — und das war sein

Verbrechen — er mußte sterben. — Eines Morgens im Bett fand man ihn todt; sein Körper trug schon nach wenigen Stunden alle Anzeichen der Vergiftung. Nie hat man den Thäter erfahren; von oben herab aber wurde jede Untersuchung niedergeschlagen; — Dom João seufzte und ließ die Unterlippe hängen — Donna Carlotta nahm eine Priese Spagnol und küßte den halbverbrannten Schenkelknochen des heiligen Laurentius — beichtete und empfing Absolution und war am Ende froh, daß Alles so gekommen war.

Die Ankunft des Hofes in Rio de Janeiro hatte in den gesellschaftlichen Zuständen dieser Hauptstadt von Brasilien große Veränderungen hervorgebracht. Der Brasilianer ist prunksüchtig und eitel bis zur Lächerlichkeit — der Portugiese giebt ihm darin nichts nach. Die portugiesischen Höflinge, die der königlichen Familie gefolgt waren, befanden sich in der Lage Franz I. nach der Schlacht von Pavia, dessen Wahlspruch geworden war: Alles verloren, nur die Ehre nicht! — Der Regent, der unter keiner Bedingung seinen Privatschatz angreifen wollte, hatte allerdings seine Kronrevenuen aus

Portugal verloren, nun hielt er sich selbst für arm und hülflos, und die ärgste Knauserei und Erbärmlichkeit des Ersparungssystems in der königlichen Hofhaltung war die Folge davon; also an Ertheilung von Pensionen, Morgados, Sinecuren und andern einträglichen Aemtern war vor der Hand nicht zu denken. Desto mehr bewarb man sich um Titel und Orden, um Exspectanzen auf Pfründen, um ein huldreiches Lächeln oder ein abgelegtes Garderobestück, selbst um den Aufhub von der königlichen Tafel, oder, wen höhere Ansprüche berechtigten, um die Ehre und das Sattessen — an der Marschallstafel; denn mit dem Regenten und seiner Gemahlin speiste Niemand — das hätte die Strenge der Etiquette, der man auch hier im Elend nichts vergeben wollte, nicht gestattet. Beide saßen schweigend nebeneinander, eben so schweigend von Fidalgos bedient. Nur die Prinzen und Prinzessinnen wurden bei dieser Gelegenheit vorgeführt, beugten ein Knie, küßten die Hand ihrer königlichen Eltern und wurden dann ihren geistlichen Instructoren und Gouvernanten wieder übergeben, welche die lebhaften Kinder wieder in ihre Mansardenstübchen zurückführten; denn die Etiquette gestattete nicht,

daß sie zu Fuß ausgingen — die erwähnte Equipage aber fehlte damals noch.

Kurz, es war eine Ostentation und Rangsucht, eine Prunksucht und Bettelhaftigkeit, ein Kriechen gegen Höhere, Arroganz gegen Geringere, eine Klätscherei, Heuchelei; Verleumden und Intriguiren unter den Hunderten von besternten, galonnirten Titulados und Fidalgos, die selten einen ungeflickten Rock, noch seltener ganze Strümpfe oder ein Hemde unter der langen gestickten Schooßweste hatten — so daß die Aermlichkeit dieser wahrhaft heimathlosen Leute, die bei bescheidenem Auftreten Mitleid eingeflößt und Neigung zu helfen erregt haben würde, zum Gespött der Brasilianer wurde. Diese buhlten jedoch ihrerseits eben so sehr um die Ehre eines Ordensbandes oder eines lächerlich hohen Titels. — Vermöge ihres Reichthums und ihrer gesicherten Stellung waren die angesehenen Kaufleute und Sklavenbesitzer von Rio, trotz ihrer bürgerlichen, weniger langathmigen Namen, willkommne Besucher am Hofe des Regenten, und die hungernden **Filhos do reino** hielten es nicht unter ihrer Würde, an ihren langen, schmalen und unbequem hohen, doch wohlbesetzten Tafeln eine Mahlzeit einzunehmen. —

Aber unter den Brasilianern war es Mode geworden, sich um Rang und Titel zu bewerben, und so standen denn in diesem eitlen Haschen nach der königlichen Gunst des Regenten zwei Parteien einander feindselig gegenüber — die **Portuguezes** oder **Filhos do reino** und die **Brazileiros.** — Die letztern aber mußten sich jede Auszeichnung, die ihnen zu Theil wurde, durch manche Demüthigung erkaufen, und der Regent griff durch Cabinetsbefehle in ihr Privatleben ein, mit einer Willkürherrschaft, wie solche nur ein orientalischer Despot sich erlaubt hätte.

So z. B. mußten auf den Befehl des Regenten die vergitterten Balcons verschwinden, welche allen Häusern von Rio bis dahin ein schreckliches, gefängnißartiges Ansehen gegeben hatten. — Man denke sich nur über jeden, die ganze Breite des Hauses einnehmenden Balcon ein enges Gitterwerk von selten mit Farben angestrichenem Holze, welches vom Balcongeländer vogelbauerartig in die Höhe stieg, so daß die dahinter verborgenen Schönen Alles, was auf der Straße vorging, beobachten, aber selbst nicht gesehen werden konnten. Diese altmaurische Einrichtung der Balcons, welche der gewöhnliche Aufenthaltsort der Frauen waren, hatte

orientalische Eifersucht erfunden und die portugiesische und brasilianische beibehalten. Sie gewährte bei den schmalen Straßen, die sich durch die vorspringenden Balcons in der Höhe noch mehr verengten, den Vortheil, einigermaßen der Treue ihrer sinnlichen Frauen und der Sittlichkeit ihrer lüsternen Töchter versichert zu sein, und den Damen von Rio die Bequemlichkeit, daß sie den ganzen Tag in ihrem Hauskleide, d. h. im Hemde, das unter der Brust leicht gegürtet wurde, mit struppigem, ungekämmtem Haar unbemerkt sitzen und ungesehen ihre schwarzen Sklaven und Sklavinnen mit der **Palmatoria** *) abstrafen konnten. — Diese Gitter sollten nun auf einmal vermöge eines Befehls des Regenten abgeschafft werden. In dem desfallsigen Placat hieß es sehr hochtrabend: «Weil doch nun Rio de Janeiro zu der Ehre und dem Range einer königlichen Residenz erhoben ist, so muß es auch im Aeußern sich dieser Ehre und Auszeichnung nach den Begriffen der europäischen Ci-

*) Eine Scheibe mit Löchern und Stiel, von hartem Holze, zum Schlagen in die Hand oder Knipsen auf die Fingerspitzen — eine der empfindlichsten Strafen für Sklaven.

vilisation würdig bezeugen, und müssen daher diese Jalousieen, als Spuren orientalischer Barbarei, völlig verschwinden.» — Doch der eigentliche Grund dieser Verfügung war die Aengstlichkeit des Regenten, der hinter jeder dieser Jalousieen lauernde Meuchelmörder verborgen glaubte.

So wurde Rio von diesen entstellenden Ausbauten gereinigt, aber lange Zeit blieb das Ansehen der Stadt dadurch noch schrecklicher; denn es fehlte an Fensterglas, um die Balconthüren damit zu versehen, und so waren an die Stelle der unheimlichen Käfige wahre Höhlen getreten, die eben nicht den angenehmsten Einblick in die Unordnung und Unreinlichkeit einer brasilianischen Haushaltung gewährten. Schwärme von Muscitos und Nachts die gefährlichen Vampyre, jene großen Fledermäuse, welche Menschen und Thieren im Schlafe das Blut aussaugen, hielten ihren Einzug und wurden zur ärgsten Plage im Innern des Familienlebens, während Scenen der Eifersucht und Ausschweifungen in der sinnlichen Liebe — wozu die Bewohner der heißen Klimate sehr geneigt sind — immer zügelloser wurden. Die Damen aber dachten jetzt wenigstens an die Toilette ihrer Köpfe. Ihr von Natur kurzes, schwarzes und struppiges Haar wurde

hinten aufgebunden, mit einem hohen Kamm besteckt, und künstliche Blumen, Edelsteine, prachtvolle Schmetterlingsflügel und schmaragdgrün glänzende Käfer wurden jetzt zu einem Kopfputz verwendet, der den dunkelgelben, meistens sehr stark markirten Gesichtern mit den unheimlich funkelnden Augen oft ein wahrhaft bacchantisches Ansehen verlieh. —

Eine eben so große und wahrhaft lästige und nachtheilige Veränderung ging damals in der Kleidung der Männer vor sich. Die brasilianische **Jaquette** (Jacke) und Beinkleider vom leichtesten Baumwollenstoff, der breitgeränderte Strohhut, der freie Nacken, die gewürfelte Decke, welche die Stelle des Mantels und oft auch des Betts vertrat, verschwanden immer mehr, und statt dessen traten der englische schwarze Frack und der schwarze Filzhut mit dem kaum fingerbreiten Rande, die weiten, bis unter die Arme heraufgehenden Pantalons und kurzen Westen, das über die Augen gekämmte und **à la tire-bouchon** gelockte Haar und die dicke Wulst von zehn um den Hals gewickelten Tüchern, in welchen das Kinn bis zum Ohrzipfel steckte, — zur wahren Pein in diesem heißen Klima — als Tagesordnung auf. Diese Veränderung war auf Befehl des Regenten wenigstens angefangen und

von der Mode vollendet; denn der Regent sowohl als Prinzessin Carlotta fühlten ihre königliche Würde beleidigt, wenn ihnen bei ihren Ausfahrten auf der Straße bekannte hoffähige Brasilianer in einer so leichten — und, wie sie meinten, unanständigen — Kleidung begegneten, und diese dann die Ehre des Handkusses in Anspruch nahmen. Zudem durfte man am Hofe nur im altfranzösischen Hofkleide erscheinen — ein Kleid, das in Brasilien bis dahin völlig unbekannt war und, bei der Ungeschicklichkeit der dortigen Schneider und der Geschmacklosigkeit der feinen Welt in Rio de Janeiro, oft abenteuerlich genug aufgestutzt wurde.

Bald erstreckten sich die despotischen Befehle des Regenten auch auf die Freiheit des Eigenthums. Um für das Unterkommen der Einwanderer zu sorgen, wurde der Befehl ertheilt, daß Niemand zwei Häuser haben dürfe. Einige, die wenig Einfluß am Hofe hatten, fanden es sogar schwierig, ihr einziges Haus zu behalten, wenn ein portugiesischer Hofbeamter Lust hatte, dasselbe zu beziehen. Derselbe Befehl erstreckte sich auch auf Waarenlager und Kaufläden, von denen Jeder, der zwei derselben besaß, wenigstens eins an nicht blos bedürftige Auswanderer aus dem Mutterlande, son-

dern sogar an fremde Handelsabenteurer einräumen mußte. —

Eines Befehls, die bedürftigen Auswanderer zu unterstützen, bedurfte es vor der Hand nicht. Alle reiche und angesehene Personen in Rio drängten sich dazu, oft weniger aus wahrem Mitleiden, als um Einfluß und Ansehen am Hofe zu gewinnen. Doch bald sahen sie sich getäuscht in ihren Erwartungen. Nicht einmal die geselligen Freuden der Residenz ihrer vormaligen Vicekönige bot ihnen der neue Hof; denn die Etiquette gestattete dem Regenten nicht, Besuche in den Wohnungen seiner Unterthanen abzustatten und Feste von ihnen anzunehmen; auf der andern Seite war seine Hofhaltung viel zu ärmlich eingerichtet, um irgend etwas für die gesellschaftlichen Genüsse der Residenz beitragen zu können. Dagegen war bekannt gemacht, daß der Prinz-Regent jeden Abend bereit sein würde, die Huldigungen seiner Vasallen und Unterthanen anzunehmen. Alsdann saß er gewöhnlich, umgeben von seiner Familie und den höchsten Würdenträgern des Hofes, auf dem offenen Balcon — wobei er allein oder neben ihm noch die Regentin saß, während alle Andere stehen mußten; dann bestand die ganze Glückseligkeit der courfähigen Bra-

silianer, für den Zwang, den sie sich auferlegten, und die Verschwendung ihres Vermögens, um den Glanz des Hofes zu erhöhen, darin, daß sie nach stundenlangem Warten in der Veranda des Hauses durch den Oberceremonienmeister in die Sala geführt wurden, dann auf den Balcon treten, nach dreimaliger Verbeugung niederknieen durften, um zum **Beijamão** (Handkuß) zugelassen zu werden, worauf sie sich nach drei tiefen Verbeugungen zurückziehen und abermals warten mußten, bis auch der Letzte diese Ehre genossen hatte. Niemand durfte wagen, den Regenten bei dieser Gelegenheit anzureden, ein Gesuch zu übergeben, oder bescheiden daran zu erinnern. Erinnerte sich der Regent zufällig an einen der oft wiederkehrenden Supplicanten und sagte ihm das bekannte portugiesische Trostwort für alle mögliche Erdenleiden: «**Tenha paciencia**» (habt Geduld), so war ein so Angesprochener schon ein hochgeehrter und beglückter Mann, während die Andern sich mit einem mechanischen Kopfnicken oder kalten, huldvollen Lächeln begnügen mußten. — An Erfrischungen war dabei nicht zu denken; selbst nicht einmal ein Glas Wasser war bei dem stundenlangen Stehen in der drückendschwülen Luft zu haben; denn welcher königliche

Diener würde sich so herabgelassen haben, einen Privatmann zu bedienen. — Gegen Bestechung war dort Alles zu erlangen, aber auch nicht vom geringsten Küchenjungen die mindeste Dienstleistung.

Bald sah man auch ein, daß der Regent selbst in Hinsicht der nichtssagendsten Gunstbezeugungen, um so mehr noch bei der Verleihung von Titeln und Orden, durch Rücksicht auf die Eifersucht seiner portugiesischen Begleiter, äußerst genirt war; denn diese machten geltend, daß sie aus Treue und Ergebenheit gegen Seine allergetreueste Majestät Alles — Vaterland, Familie und Vermögen — geopfert hätten; — obgleich die Meisten entweder aus Furcht vor den Franzosen, oder weil sie in Portugal mit der Abreise des Hofes alle ihre Subsistenzmittel verloren hätten, gefolgt waren; — und solchen Beweisen von Anhänglichkeit — wie der Regent meinte — konnte seine angeborene Gutmüthigkeit nicht widerstehen. —

Unter diesen Umständen sahen es viele der angesehensten und verständigsten Bewohner von Rio de Janeiro am Ende doch ein, daß sie ganz vergebens ihre Gewohnheiten und Bequemlichkeiten aufopferten, ihr Vermögen verschwendeten, und des-

halb zogen sie sich auf ihre **Facendas***) oder Quintas zurück, oder hielten sich wenigstens vom Hofe entfernt, indem sie den täglichen Anforderungen an ihre Börse den Vorwand der Verarmung entgegensetzten. — Andere, die am Hofe zurückblieben, vermehrten nur die Zahl der Glücksritter und Intriguanten; eine Unzahl von Geistlichen, die dem Regenten von Portugal aus gefolgt waren, eine Menge brasilianischer Prälaten und Mönche, die sich an den neuen Hof von Rio de Janeiro drängten — trugen Alle dazu bei, den gutmüthigen Prinz-Regenten mit einem Netz von Intriguen zu umstricken, in welchem er auch noch den letzten Schatten eines selbstständigen Willens verlor.

---

*) Pflanzungen und Pachtgüter.

Achte Aufzeichnung.

Dom Pedro's Erzieher. — Seine geistige und körperliche Bildung. — Die Helden der portugiesischen Vorzeit. — Blick auf die Gegenwart. — Intriguen der geistlichen Partei. — Dom Radamack's Vergiftung. — Das Aeußere des Prinzen. — Die Reise des Hofes nach Santa Cruz wird beschlossen. — Reise nach Santa Cruz, dem Landgut des Regenten. — Schilderung der brasilianischen Natur. — Dom Pedro's freisinnige Grundsätze und Pläne. — Die Schweizercolonie. — Beschaffenheit des Weges nach Santa Cruz. — Coatumbi. — Mata Porcos. — Quinta von Boavista. — Ebene von Pedregulho. — Zusammentreffen der Straßen von Minas Geraes und San Paolo. — Die **Venda grande.** — Brasilianisches Reisebild. — Ankunft des Hofes. — Beijamão. — Die Condeça Lavradio und ihre Tochter. — Audienz beim Regenten. — Weiterreise. — Die Ebene: Campinhos. — Landzunge von Jacarepua. — Pedrinhos. — Schwedische Bergleute. — Die Kirche San Antonio de Lameron. — Weite Aussicht von dort. — Das Innere der Kirche. — Scene des Zusammentreffens und Dom Pedro's Leidenschaftlichkeit. —

Nicht einmal die Erzieher für seinen hoffnungsvollen Sohn Dom Pedro lies man ihn wählen; so sehr der Prinz-Regent ihn liebte, so wenig be-

schäftigte er sich mit seiner Erziehung. Die Wahl der Lehrer desselben wurde Gegenstand der Hofränke. Alle die herrlichen Fähigkeiten des jungen Prinzen blieben unentwickelt. Endlich trug dessen eigene standhafte Erklärung den Sieg davon über alle die Einflüsterungen und Cabalen der Priesterpartei, die den Thronerben von Portugal und Brasilien gern in die Hände von fanatischen Mönchen und scheinheiligen Jesuiten gegeben hätten, um ihn, wie so viele seiner Vorgänger in der Regierung, zum blinden Werkzeug der nach weltlicher Herrschaft strebenden Hierarchie zu machen.

Allein der, für sein Alter schon sehr einsichtsvolle, junge Prinz verlangte von seinem Vater den würdigen Dom João Radamack zum Lehrer — einen noch kräftigen Greis, der lange Zeit portugiesischer Gesandter am dänischen Hofe gewesen war und sich durch Charakterstärke, Bildung und Kenntnisse trefflich eignete, die herrlichen Fähigkeiten dieses liebenswürdigen Prinzen auszubilden, und der Regent billigte diese glückliche Wahl.

Nun machte Dom Pedro's lebhafter Geist reißende Fortschritte. Schon kannte er die Werke Filangieri's gründlich, las die lateinischen Classiker mit Vergnügen und ohne Hülfe, lernte mit Leich-

tigkeit Französisch, Englisch und Italienisch, und sein ausgezeichnetes Talent zur Musik bildete sich unter der Leitung des, mit dem Regenten nach Brasilien gegangenen, Capellmeisters Neukomm — dieses genialen Oratoriencomponisten aus Salzburg — bedeutend aus, so daß er nicht allein trefflich das Fortepiano spielte und mit angenehmer Stimme sang, sondern auch mit der größesten Leichtigkeit fast alle Instrumente spielen lernte und für die königliche Capelle Compositionen lieferte, die mit Erfolg aufgeführt wurden. Bald wurde die Musik seine Leidenschaft, die ihn jedoch nicht von ernsteren Studien und Uebung seiner mechanischen Fertigkeiten und Körperkräfte abhielt. So hatte er mit eigenen Händen das Modell eines kleinen Kriegsschiffs völlig kunstgerecht erbaut und ausgerüstet; auch eine Bildsäule geschnitzelt, welche später das Vordertheil der nach seiner Anweisung erbauten Fregatte, Dom Pedro, zierte; auch ist das Billard, welches man noch jetzt im Palast von San Christovão sieht, das Werk seiner Hände. Er ist Meister im Billardspiel, und seitdem besonders auf seinen Antrieb der Marstall des Regenten sich mit jenen kräftigen und schönen Pferden bereichert hat, welche in den Savannen Südamerika's im wilden

Zustande mit dem Lasso gefangen und leicht gezähmt werden, ist der Prinz auch ein kühner Reiter und geschickter Rossebändiger geworden, den ich oft mit vier Pferden aus seinem Wagen selbst fahren sah. Man hat ihn auch schon sechs Pferde im Galopp, stehend im Wagen, mit sicherer Hand regieren gesehen.

Die Kriegswissenschaften waren lange Zeit Hauptgegenstand seiner Studien. Er kannte auf das Genaueste alle bedeutende Schriftsteller dieses Fachs und folgte mit der größesten Aufmerksamkeit allen strategischen Bewegungen des Krieges auf der Halbinsel. — Die Geschichte großer Feldherren entflammte seine jugendliche Phantasie mit Bildern künftiger Größe, und die der portugiesischen Heldenzeit begeisterte ihn zu den kühnsten Plänen für die Wiedererweckung dieser goldenen Zeit des Ruhms seines Vaterlandes. Mit Entzücken las er die Lusiade des einzigen großen Dichters, den Portugal jemals gehabt hat — des unglücklichen Camoens. Die Weltumsegler, die Eroberer, die großen Vicekönige von Indien, ein Heinrich von Burgund, der deutsche Ritter am castilischen Hofe, der zuerst unter dem Namen eines Grafen von Porto=Cale mit der Umgegend des heutigen Oporto belehnt

wurde und dem Lande den Namen gab; ein Alfonso der Heilige, der das Königreich Portugal begründete; ein Alfons III., der die Mauren aus Algarvien vertrieb; ein Prinz Henrico der Seefahrer, der bei der Eroberung von Ceuta Wunderdinge von dem goldreichen Guinea vernahm und nun Afrika's Küste und das Cap der guten Hoffnung entdeckte und für die portugiesische Krone in Besitz nahm; ein Vasco de Gama, der die Südspitze von Afrika zuerst umfuhr, den Seeweg nach Ostindien entdeckte und dem Welthandel damit eine ganz neue Richtung gab; ein Cabral, der, sich auf diesem Wege verirrend, im Jahre 1500 Brasilien entdeckte; der kühne Andrade Freire und viele Andre noch — diese Reihe von Weltumseglern, Eroberern, Entdeckern, die jemals den portugiesischen Ruhm verherrlicht und Portugals Macht über alle Reiche der Erde verbreitet, in dem Hafen Lissabons alle Handelsflotten der Welt vereinigt und alle Reichthümer der Erde dorthin geführt hatten — diese großen Namen feuerten seine eigene Ruhmbegierde an, wo möglich noch Größeres zu erringen. — Doch, wo war jetzt noch der portugiesische Vicekönig zu finden, der wie der große Dom João de Castro — dessen Quinta noch jetzt in der roman-

tischen Serra de Cintra gezeigt wird — eine Locke seines Barts verpfändete für ein Darlehn, wodurch die großen Besitzungen von Ostindien dem Reiche gerettet wurden, während er selbst nicht so viel Geld besaß, um sich ein Huhn kaufen zu können; der seinem Sohne nichts hinterließ als seinen Degen, seinen Ruhm und drei Kupferpfennige — aber dem Staate ein wohlgeordnetes Reich in Indien und gefüllte Kassen — wo waren sie geblieben, alle diese Riesenschatten einer großen Vorzeit, deren Ruhm die Jahrhunderte der Schmach und Versunkenheit überdauert hat, welche ihnen gefolgt waren — ? — Diese großen Heldengeister wieder heraufzubeschwören, fühlte Dom Pedro in sich selbst die Kraft und den Beruf. Dem feuerigen Jünglinge wurde es von jetzt an die höchste Aufgabe seines Lebens, Portugals schlafenden Heldenruhm aufs Neue zu erwecken, seine Macht und sein Ansehen aufs Neue zu begründen und dem schönen unglücklichen Lusitanien, mit dem krystallreinen Himmel und dem sonnenhellen Tejo, die verlorene Weltherrschaft wiederzugewinnen, welche schwache Regenten und unfähige Minister so heillos aus den Händen gegeben hatten. Und mit welchem ungeheuren Schmerz sah nun der edle Prinz, wenn

er aus den romantischen Träumen seiner Phantasie erwachte, zurück auf die jetzige, so trostlos versunkene Gegenwart — sah, wie das schöne Portugal aus den Händen der habsüchtigen Franzosen durch die Convention von Cintra nur gerettet war, um unter der Herrschsucht der Engländer und der Tyrannei des Lord Beresford noch tiefer zu sinken; und dann — dieses, von der Natur so reich begabte Brasilien, mit seiner schwelgerischen Vegetation, seinen unerschöpflichen Goldgruben und seinem reichen Diamantendistrikt — was war es nun — dieses Reich, größer als Europa — unter einer so jämmerlichen Verwaltung geworden? — ein großer Sklavenmarkt — angebaut auf einigen Küstenpunkten, im Innern Urwald, undurchforschte Wüste, wilde Indianervölker, die schöne Heimath quälender Insecten, tödtlicher Schlangen und reißender Thiere! —

Nie hat einem feuerig strebenden Königssohne ein größeres Feld des Ruhms vor Augen gelegen, als diesem edelsten Sprößling des Hauses Braganza; nie aber sind die Schwierigkeiten größer gewesen, die sich vereinigten, um die großartige Entfaltung seines Charakters zu hemmen.

Die Partei der Verfinsterung, die schon seit

Jahrhunderten gewohnt war, von der Kanzel und im Beichtstuhl die Gemüther zu beherrschen, sah jetzt nicht ohne Besorgnisse und erwachenden Groll diese glänzende Entwicklung eines jungen Prinzen, der berufen sein sollte, dereinst Portugal und Brasilien zu beherrschen. Sie sahen damit ihre ganze üppige und behagliche Existenz bedroht und dachten nur darauf, ihn zu verderben oder unschädlich zu machen.

Schon ein edles Leben war der Herrschsucht dieser im Dunklen schleichenden Macht gefallen — der Graf von Linhares — — jetzt aber sah sich die Hierarchie noch weit gefährlicher bedroht durch eine aufgeklärte Verwaltung, zu welcher der Entwickelungsgang, den Dom Pedro nahm, hinführen mußte, wenn ihm nicht zeitig ein Damm entgegengestellt würde.

Schon jetzt gab der Regent viel auf die Meinung dieses seines einsichtsvollen Lieblingssohnes. Manche Verbesserungen im Militair und in der Civilverwaltung waren so unmittelbar aus dem Cabinet des Regenten hervorgegangen, daß selbst die Minister erschraken vor der Camarilla, die sich durch diesen hoffnungsvollen Prinzen, in der unmittelbaren Nähe des Regenten, gebildet hatte. —

Die Folge davon war, daß sie Alles aufboten, um den Monarchen mit Mißtrauen gegen Dom Pedro zu erfüllen, was ihnen auch bei dem mißtrauischen Charakter desselben nur zu leicht gelang.

Bei diesen feindseligen Gesinnungen einer einflußreichen Partei war es nur die, jedem Portugiesen angeborene, Scheu vor der Heiligkeit des Königthums, was damals die verbrecherische Hand zurückhielt, die sonst vielleicht seinem Leben schnell ein Ende gemacht haben würde, um dem in ihren Augen weit hoffnungsvolleren Dom Miguel die Thronfolge zu eröffnen — auch wohl mit die Furcht vor der Rache des Volks, denn Dom Pedro — der einzige vom Hofe, der sich in die leichte brasilianische Jaquette mit dem breiten Sonnenhut kleidete, über jede Etiquette hinwegsetzte und mit dem Geringsten im Volke sprach, war eben so allgemein beliebt, als der junge boshafte Dom Miguel verhaßt. —

Dagegen wurde mit jesuitischer Schlauheit auf den Urheber dieser trefflichen Entwickelung der Fähigkeiten des Prinzen Dom Pedro zurückgegangen. Man glaubte diese hemmen zu können, wenn es gelang, den edlen und aufgeklärten Lehrer, dem Dom Pedro so viel verdankte, den er liebte und

verehrte mehr als seinen leiblichen Vater, aus den Umgebungen des Prinzen zu entfernen — und welche Entfernung eines gehaßten Gegners war sicherer in den Augen eines Portugiesen, als — der Tod? — Der edle Greis — Dom João Radamack — starb plötzlich, mit allen Anzeichen der Vergiftung — — schon der dritte Gegner der Pläne der Regentin und ihrer fanatischen Partei — der schrecklich, durch Gift aus dem Wege geräumt war! — — Mit den Furien im Bunde kämpfte diese Partei um ihre Existenz und verfolgte, wie eine geheimnißvolle Inquisition, ihre Gegner, bis sie ihren heimlichen Angriffen erlagen.

Das war eine schreckliche Zeit. — Der Kampf des bösen Princips mit dem guten um Portugals Zukunft hatte begonnen; — aber erst geheimnißvoll im Dunklen schlich das Ungethüm; erst spätere Jahre sollten diese feindlichen Elemente zum entsetzlichen Bruderkrieg erwecken — jetzt noch glühte der Vulkan unter der Asche. Die Zeit des Ausbruchs war noch nicht gekommen.

Uebrigens kündigte damals noch das Aeußere des jungen Prinzen mehr eine zarte, aber gesunde Leibesbeschaffenheit an, als jene gebräunte herku-

lische Gestalt, die sich in späteren Jahren aus dem blonden Jüngling entwickelte.

Um den raschen Gang seiner geistigen Ausbildung zu hemmen, gab man dem Regenten zu bedenken, daß unter den vielen Studien die Gesundheit dieses hoffnungsvollen Prinzen litte, es daher rathsam sei, ihm mehr körperliche Bewegung zu verschaffen. Bald darauf nahm der Hof seinen Sommeraufenthalt auf der königlichen Facenda von Santa Cruz, deren weite Ebene eine unermeßliche Weide und Jagdrevier bildete. Hier sollte der Prinz fern von allen Wissenschaften nur der Jagd und seinem Vergnügen obliegen. — Man hoffte ihn dadurch so zu zerstreuen, daß er Sinn und Neigung für seine geistige Fortbildung verlieren würde, und erreichte einigermaßen solche lichtscheue Zwecke.

Santa Cruz, das erwähnte Landgut des Prinz-Regenten, ist etwa 50 englische Meilen westlich von Rio Janeiro belegen.

Die Reise des Hofes dorthin im Januar 1815 gab Gelegenheit, die brasilianische Natur in ihrer grandiosen Pracht zu bewundern. Ich ritt an der

Seite Dom Pedro's, der damals im 17. Jahre seines Lebens stand, doch schon früh gereift an Geist- und Körperkraft war. Uns folgte sein treuer Neger Cato, begleitet von einem Führer. Wir waren dem Reisezuge des Regenten wohl eine Stunde weit voraufgeritten, und so störte denn nichts die erhabene Großartigkeit dieser ewiggrünen Wildniß, die uns, soweit das Auge reichte, umgab. Die Regenzeit war vorüber und der brasilianische Frühling hatte alle seine zauberischen Reize um uns her entfaltet. Um sich die Wonne dieses Anblicks zu denken, möge man sich an den tropischen Wechsel der Jahreszeiten erinnern *). — Das heiße Klima des Landes wird von regelmäßig wechselnden Land- und Seewinden gemildert; nur während der Mittagszeit strömen glühende Sonnenstrahlen senkrecht vom wolkenlosen glänzendklaren Himmel und Alles sucht Schutz im Schatten der Bäume oder Häuser. Der tropische Sommer fällt bekanntlich in die Jahrszeit unsers Winters. Letz-

---

*) Es ist für folgende Schilderung fast wörtlich ein Artikel über „Brasilien" benutzt, den der Verfasser selbst, unter der Chiffre „B....i" für Herlosson's Damenconversationslexikon geliefert hatte. — So viel, um etwa den Vorwurf eines Plagiats zu beseitigen.

tern aber kennt man dort nicht; zwei Regenzeiten vertreten das Frühjahr und den Winter. Regentropfen, so groß wie Taubeneier, stürzen dann vom Himmel herab und füllen die 50 Fuß tiefen Flußbetten und überschwemmen damit weite Landstrecken von vielen hundert Meilen. Sie sind von den furchtbarsten Gewittern begleitet, die kolossal, wie die ganze amerikanische Natur, den Tag in eine grausige Wolkennacht verwandeln, die im Gegensatz wieder grell erleuchtet wird von den Flammenblitzen des Himmels, der zu brennen scheint. Das Meer kocht und tausend Donnerstimmen erfüllen Tag und Nacht hindurch die Ebenen und Wälder mit ihrem Krachen; wochenlang dauert dieser wilde Kampf empörter Elemente. Aber wenn endlich der Himmel sich aufklärt, die Erde dampft in ihrer feuchten Glühhitze und die ausgetretenen Ströme zurückkehren in ihre tiefen Betten, wenn aus dem Spiegel der Ueberschwemmung eine neuverjüngte Vegetation wieder auftaucht und erst wie Inseln, dann ganze Landstrecken sich erheben: — alsdann werfe man einen Blick auf diese unermeßliche Pflanzenwelt, die nie abzusterben scheint, weil sie sich immer wieder erneut. — Und so war es jetzt der Fall! —

Wie unaussprechlich wunderbar war dort die Farbenpracht der Blumen und Vögel, und doch fehlt ihnen der süßeste Reiz der unsrigen: den Blumen der Duft, den Vögeln der Gesang. — Und welche Vegetation! Man denke sich ein Gewächshaus, dessen durchsichtige Kuppel der unermeßliche, krystallreine Himmelsdom ist. Geblendet vom Glanz desselben senkt sich das Auge auf die Pflanzenwelt eines Urwaldes und findet dort wohl bekannte tropische Pflanzenbildung wieder; aber die Phantasie vermag nicht, sich unsere verkümmerten Kaktusarten, Palmen, Aloen, Mimosen u. a. im hundert=, ja tausendmal vergrößerten Maßstab zu denken; sie faßt nicht die Vorstellung einer so riesigen Wirklichkeit, nicht die Möglichkeit von sechzig Fuß hohen Gräsern, dreißig bis vierzig Fuß hohen Farrnkräutern, von Mimosen, deren zartbefiederte Zweige hoch oben im blauen Aether zu schwimmen scheinen. — Und doch gehören diese Pflanzengattungen noch lange nicht in das Geschlecht der Bäume, welche jene ungeheure Urwaldung bilden, die sich damals noch bis an die Straßen der Stadt Rio de Janeiro herabzog. — Dort sahen wir an zwanzig Arten der schlanken Palme, die mit ihrer Fächerkrone in den höheren Luftregionen

spielte. Ihre Höhe wird fast von der Riesenfeige **(Ficus gigantea)** erreicht, deren Stamm, auf zerklüfteten, zwanzig Fuß hohen Wurzelstämmen ruhend, wie auf kolossalen Elephantenbeinen zu stehen scheint. Erst sechzig Fuß vom Boden beginnen seine Zweige und überschatten die ungeheuren dicken Malven, die Asonien, die wunderlichen Boababs, deren Stamm bei sechsundzwanzig Fuß im Umfange nur eine Höhe von zehn bis zwölf Fuß erreicht. Wunderschön erhebt dagegen die Platane **(Musa paradisiaca)** ihren funfzig Fuß hohen, glatten Schaft und breitet ihre dreißig Fuß langen, wie Atlas glänzenden Blätter, gleich einem riesigen Sonnenschirm, über die niedere Pflanzenwelt aus. Und welche groteske Pflanzengestalten drängen sich unter ihrem Schattendach empor! Blühende Lianen umstricken den Kaktus, die Euphorbien, die spinnenbeinige Aloe, und ranken sich zu den höchsten Zweigen empor, um diese durch Blumengehänge untereinander zu verbinden. — Der Boden scheint nicht Platz zu haben für diese schwellende Vegetation. Jeder Baumstamm wird eine Welt im Kleinen für hundert Arten von Schmarotzerpflanzen. Ein undurchdringliches Gewebe von Wurzeln und Schlingpflanzen überspinnt tausendjährige,

vermodernde Stämme und bildet Schlupfwinkel für zahllose Reptilien — Schlangen und Eidechsen, die aber alle auf ihrer glatten Haut den Metallglanz der brennenden Farben der Tropenwelt tragen. Der Manglebaum, dessen niederhängende Zweige wieder im Boden Wurzel schlagen und neue schlanke Stämme bilden, bedeckt mit seinen grünen Arcaden die sumpfigen Ufer der Flüsse und bildet dunkle Schattenhallen, die zahllosen Vögeln vom Reihergeschlecht zum Aufenthalt dienen. — Und um das Gemälde zu vollenden, so denke man sich über diese Wunderpracht einen Blumenteppich gebreitet, so farbenreich und glänzend wie ein zartes Märchengebilde; die luftigen Zweige belebt von neugierigen Affen aller Art; Meerkatzen, die an ihren Winkelschwänzen sich von Baum zu Baum weiter schaukeln, goldgrüne kletternde Papageien, das in der Luft schwimmende Prachtgefieder der Paradiesvögel, den leichthin schwirrenden Colibri, der wie ein schwebender Diamant funkelt und sein fadenförmiges Saugschnäbelchen in die Trichterkelche der Blumen taucht; ferner die handgroßen brasilianischen Schmetterlinge mit ihren Goldsammtflügeln, die Smaragdkäfer, die jeden Edelstein an Feuer übertreffen und daher von den Damen des

Landes als Haarschmuck getragen werden. — Und wo aus dem Seespiegel der Ueberschwemmung die verjüngte Pflanzenwelt wieder auftaucht, da blitzt es wie Feuerflammen in der blauen Luft. Das sind die rothen Flamingos, die sich an der Grenze der zurückweichenden Gewässer niederlassen, umgeben von den prächtigen Federbuschreihern, von einer Ibisart und dem ganzen storchbeinigen Geschlecht bis zum kleinsten Strandläufer herab, welche die Wasserschlangen, Gewürme, Eidechsen und kleinen Fische zu vertilgen suchen. In den Savannen der weiten Grasebenen weiden unzählbare Heerden von halbwilden Pferden und Rindern, und in den Wäldern wohnen Schwärme wilder Waldbienen, die den trefflichsten Honig im Ueberfluß liefern — — Aber dieser Lichtseite der brasilianischen Naturherrlichkeit stehen die Schrecken ihrer Schatten gegenüber. Im Dickicht lauert die blutgierige Unze, im Röhricht schleicht die Boa (**Boa constrictor**), deren ungeheurer Rachen den jungen Stier zu verschlingen vermag; unter dem Wurzelgeflecht raschelt die Klapperschlange, oder die Brillenschlange schießt ihre giftigen Blitze; in den Fluthen der Ströme, die man durchwadet, lauert der Kaiman, oder das südamerikanische Krokodil (Alligator), und in den himmel-

blauen Meerbusen verschlingt der Hai die Badenden. Die Kühle des Abends und der feuchte Duft lauwärmer Nächte wird von Miriaden schwärmender Mosquitos vergiftet, und zahllose Arten von Stechfliegen, Skorpione und Sandflöhe, die ihre Eier und Larven unter die Haut der Füße legen und dort die gefährlichsten Entzündungen erregen; der Guineawurm, der sich unter die Haut zieht und zwischen die Flechsen einrollt, und viele andre dieser gefährlichen Landplagen — vereinigen sich zu der Qual derselben. Tausendfüßige Gewürme, riesige Ameisen, deren Hügel Indianerhütten gleichen, und blutsaugende Vampyre gehören zu den Qualen dieses schönen Landes, dessen tropische Fieber am meisten die Fremdlinge hinwegraffen. — In den Wäldern lauern wilde Indianer (Indios bravos), als: die Botocuden mit den durchstochenen Ohren und Lippen, die jagdliebenden Puris, die Crompos und viele andere Indianerstämme. —

Die freien Urbewohner dieser unermeßlichen Waldregionen, welche die Eroberer wie Wild mit Hunden hetzten, um sie zu Sklaven zu machen oder zu Tausenden in den Bergwerken oder sumpfigen Pflanzungen umkommen zu lassen, waren durch Pombal für freie Menschen erklärt, und dadurch

war schon einige Civilisation und freundlicher Verkehr mit den Brasilianern unter diese Wilden gekommen, als der Regent Dom João VI. das schmähliche Gesetz erließ, kraft dessen jeder Indianer auf zehn Jahre als Sklave verkauft werden dürfe. —

Dom Pedro äußerte sich darüber mit dem tiefsten Unwillen, als wir eine Botocudenfamilie im dichtesten Urwalde erblickten, und ich ihm von dieser Verordnung sagte, die er noch nicht kannte.

Unvergeßlich bleiben mir seine Worte: «Nur in der Freiheit gedeiht der Mensch. Die Sklavenfessel — sei es Kette oder Geistesdruck — vernichtet seine Würde als Mensch und hemmt jedes Erwachen der Civilisation. — O wie viel wird es dereinst hier noch aufzuräumen und an Mißbräuchen abzustellen geben, ehe Brasilien den Wohlstand erreicht, zu dem es durch seine Lage und Naturkraft berechtigt ist!» —

Man hörte es an seinen, oft sententiösen Aeußerungen, daß er mit Nachdenken und gesundem Urtheil Filangieri's sieben Bücher: **La Scienza della Legislazione**, studirt hatte. Nie hat ein junger Thronfolger trefflichere Grundsätze geäußert und schönere Vorsätze gehegt für die Beglückung

eines Volks, das die Vorsehung einst seiner Obhut anvertrauen würde — nie sind sie weniger in Erfüllung gegangen!

Es lag ein leidenschaftliches Element in seinem Wesen, das jetzt noch schlummerte, aber sich doch schon nicht selten durch ein zu rasches Handeln und zu unbedachte Aeußerungen verrieth. Auch in seiner Bildung und seinen Kenntnissen blieb immer viel Unvollendetes — selbst noch einige Rohheit, und aus dieser seltsamen Charaktermischung und dem unterbrochenen Gange seiner Bildung erklärt sich so mancher scheinbare Widerspruch in seinem spätern Handeln, so manches Verfehlte in seinen edelsten und kühnsten Unternehmungen.

Die paradiesische Schönheit dieses von Menschenhand noch nicht entweihten Urbodens der Natur erfüllte ihn mit Entzücken, aber auch mit Riesenplänen für die Urbarmachung desselben — Colonisten aus Deutschland und der Schweiz sollten zu Hunderttausenden herübergezogen werden. Von ihm rührten die Colonisationspläne her, die später so unglücklichen Ausgang hatten — die Colonie Neufreiburg, die der Regent begründete, indem er durch Emissaire Hunderte von Schweizerfamilien zur Uebersiedelung verleiten ließ und dann treulosen

Beamten überließ, welche diese heimathlos gemachten Familien in das gräßlichste Elend stürzten. — Man hatte, beiläufig gesagt, um ihnen die Glückseligkeit ihrer heimathlichen Berge wiederzugeben, sie nicht in einer fruchtbaren Ebene ansiedeln wollen, sondern ihre Colonie auf völlig unwirthbare, mit Urwald und Kaktusgesträuch bedeckte Berge angelegt, dort hatte man ihnen Häuser gebaut und Vieh gegeben, aber es gab keine Weide, keine Communication durch die Wildniß nach der Stadt, kein Brotkorn, keinen urbar zu machenden Boden — — Doch wohin gerathe ich? — Es ist dieses nur ein Pinselstrich für das traurige Bild des Verkehrten und Verfehlten, das wie ein Fluch auf Portugal und Brasilien lastet und in Unheil verwandelt, was auch mit dem edelsten Willen und der herrlichsten Kraft begonnen wurde.

Man denke sich diese Straße von Rio nach Santa Cruz nur als einen schmalen Maulthierpfad, mit Baumstämmen belegt, der jedoch jedesmal, wenn der Hof sich dorthin begeben wollte, durch Schaaren von voraufgesendeten Negersklaven erst von Schlingkraut

gereinigt und gebessert werden mußte, um für die königlichen Wagen fahrbar zu werden.

So ging die Straße erst durch Coatumbi, das damals noch ein kleines Dorf am Rande eines Sumpfes belegen war, seitdem aber mit der Stadt verbunden ist, nach einem nicht größern Dorfe, Namens Mata-Porcos, mit einer Capelle und einer Fahne des heiligen Geistes. Diese besteht aus einem hohen Mastbaume, der angestrichen ist und ein Brett trägt, worauf eine weiße Taube mit einem Strahlenkranz umgeben. Drei Knaben mit rothen Röcken und goldpapiernen Kronen, die heiligen drei Könige vorstellend, empfingen hier Almosen, indem sie uns im Namen des heiligen Geistes eine weiße Taube zum Kuß vorhielten. Der Prinz-Regent und der ganze Hof stiegen hier aus den Wagen und von den Maulthieren, und knieten nieder, ihre Andacht zu verrichten. Dom Pedro dagegen ritt vorüber und sagte unwillig zu mir: «Diese geistliche Bettelei wird auch aufhören müssen, wenn ich einmal zur Regierung komme. Die geistlichen Müssiggänger in den Klöstern zehren am Mark des Landes, ohne das Geringste für die Production zu thun; sie hemmen jeden Fortschritt der Aufklärung, weil sie nur im Trüben fischen können.

Bei Mata-Porcos führt die Straße nach Santa Cruz zur Rechten ab, vor einigen großen und schönen Häusern vorbei, über den Rio Comprido, welcher jetzt so klein war, daß wir durch die Furth reiten konnten, aber zur Regenzeit so anschwillt, daß er zum reißenden und verheerenden Strom wird.

Weiterhin gelangten wir zu dem Quintal von Boa-Vista, einem Lustschloß des Regenten, welches ein reicher Kaufmann von Rio de Janeiro kurz vor der Ankunft des Hofes hatte erbauen lassen, und seit Kurzem demselben auf eine feine Weise zum Geschenk gemacht hatte. Auch dieses Lusthaus ist ein merkwürdiges Beispiel des portugiesischen Ungeschmacks, welcher auch auf alle neue Anlagen und Gebäude in Rio de Janeiro übergegangen war. Es liegt etwas seitab von der Straße auf einer Anhöhe, welche die reizendste Aussicht über die Bai und den Hafen gewährt. Auch die Stadt und die nördlichen Gebirge, so wie die von Gambra, und unmittelbar im Vordergrunde die reizenden Ebene von Mata-Porcos — überschaut man von dort. Diese letztere war damals noch eine Wildniß — Morast und Urwald — jetzt enthält sie die üppigsten Pflanzungen von Caffeebäumen,

Bananen, Mimosen und eine in der Sonne unbeschreiblich glänzende Blumenpracht. — Das Lustschloß von Boa-Vista ist klein und schlecht eingerichtet und noch ärmlicher meublirt, doch hat es die Annehmlichkeit einer um drei Seiten herumgehenden offenen Veranda oder Colonnade mit Glasfenstern, dazu aber ein zum Geschmack des Ganzen durchaus nicht passendes Portal, welches der Herzog von Northumberland dem Regenten geschenkt hatte.

Auch die seitdem angebaute Ebene Pedregulho war damals noch der wildeste Urwald, durch welchen ein schmaler Knüppeldamm führte, kaum breit genug für einige Maulthiere, mit vermoderten oder aus ihrer Lage gerückten Baumstämmen. Einige Hundert Neger waren noch beschäftigt, sie einigermaßen fahrbar zu machen. — Seitdem ist dieser Wald niedergebrannt — die gewöhnliche Methode der Urbarmachung — und in Felder getheilt, die mit den dichtesten Hecken eingefaßt sind, und das weiße Gemäuer reizend belegener Facenden (Pachtgüter) oder die Rohrhütten der Negerklaven schimmern durch das dunkle Grün der Pflanzungen.

Dieser Anbau einer so fruchtbaren Gegend war später der Erfolg von Dom Pedro's zweckmäßigen

Verfügungen; jetzt aber, indem er durch die Wildniß ritt, entwarf er die großartigsten Pläne dazu. Ich war erstaunt über die hydraulischen Kenntnisse, die er entwickelte, als er von der Entwässerung dieser Moräste sprach. Alles, was er projectirte, hatte den grandiosen Charakter des Genies und verrieth eine Begeisterung für alles Erhabene und Schöne, die zu den herrlichsten Hoffnungen berechtigte.

So ging es denn weiter durch diese ungeheure Wildniß, in welcher nur erst einzelne Ruhepunkte wie kleine Oasen in der großen Wüste angebaut waren. Es waren erst die Anfänge einer Civilisation, die sich in den fruchtbaren Wildnissen dieses so reichbegabten Landes, in den unermeßlichen wellenförmigen Ebenen verloren hatten. Wir mußten Ströme durchwaden, als: den Maricana und Rio Faria, und eine Menge kleinerer Waldbäche, die in ihren tiefen Betten jetzt nur noch wenig Wasser führten, aber weit ringsumher entwurzelte Riesenbäume und aufgewühltes Erdreich als Spuren ihrer Verwüstung während der Regenzeit zurückgelassen hatten.

Und doch bildet diese, oft nur mit Lebensgefahr zu passirende Straße, auf welcher nicht selten die

beladenen Maulthiere im Morast versinken, oder die gewandtesten Pferde zwischen den Knüppeldämmen die Beine brechen, den Verbindungsweg mit den bedeutendsten Provinzen Brasiliens. Bei der **Venda grande** — einer Caravanserei, in welcher, außer einem Heerde für die Reisenden und der offenen Veranda für die Maulthiere, nicht das geringste Gastliche zu finden ist — treffen die Maulthierzüge zusammen, die rechts aus dem reichen Gold- und Diamantendistrict von Minas Geraes und links aus der schönen Provinz Sanct Paul, mit ihren Eisenbergwerken, die reichsten Producte heranführen.

Diese Venda war zwar nur sieben Legoas von Rio Janeiro belegen; aber die schlechte Beschaffenheit der Straße ließ dem Hofe kaum eine andere Wahl, als hier zu übernachten — ein trauriger Aufenthalt für den Beherrscher eines so ungeheuren Reichs.

Die Venda war, als Dom Pedro, dem Reisezuge des Regenten vorauseilend, hier ankam, mit lärmenden Negern und schweigsamen **Arrieiros***) —

---

*) Maulthiertreibern.

die sich in ihren Ponche*) gehüllt hatten — belebt. Die ganze Veranda, oder der Schuppen außerhalb des Hauses, war mit Waarenballen angefüllt. Reiche Mineiros aus Minas Geraes und Viehhändler aus Sanct Paul lagen hier mit Weibern und Kindern, welche die Gelegenheit benutzten, mit einer der reichen Maulthiercaravanen nach Rio zu reisen, Alles bunt durcheinander. Zigeuner trieben dazwischen ihr geheimnißvolles Wesen; auf dem Heerde flammten Feuer, an welchen große Fleischstücke an hölzernen Spießen gebraten wurden, und draußen war ein Stier geschlachtet, von welchem Jeder nach Belieben sich ein Stück abschnitt, während der Eigenthümer nur die Haut zu sichern suchte — denn das Fleisch dieser halbwilden, meistens abgemagerten Stiere, die aus entfernten Provinzen nach der Stadt getrieben werden, hat weder dort, wo es kaum genießbar ist, noch auf den weiten Savannen am Fuße der Anden, wo es Hunderttausende giebt, einigen Werth. — In den nächsten Umgebungen der Veranda sahen wir eine

*) Eine lange Decke, worein in der Mitte ein Loch geschnitten ist, um den Kopf durchzustecken, die als Mantel und Bett dient.

Menge Rinder, Maulthiere und Pferde weiden, die zu den Reisezügen gehörten, welche bestimmt waren, nach Rio zu gehen.

Kaum war es dem Prinzen möglich, ein Plätzchen zu finden, wohin er für die schon heranbrechende Nacht sein Haupt legen konnte, und doch wollte er nicht sich zu erkennen geben, um nicht Störungen zu veranlassen, oder sklavische Huldigungen, die ihm in seiner jetzigen Stimmung nur lästig sein mußten, empfangen zu müssen. Er hoffte, daß der Hof schon in dem Quintal de Boa-Vista übernachten werde, und ergötzte sich daran, dieses bewegte Treiben eines solchen nomadisirenden Reiselebens aus der Nähe zu beobachten. — Indeß bald darauf kam ein Detachement Soldaten, auf schlechten unbeschlagenen Pferden reitend, an. Der Officier trat in das offene Thor der Venda und rief mit lauter Stimme: «Auf Befehl Seiner Hoheit des Prinz-Regenten, im Namen de Sua **Majestade fidelissima**, der Königin: Alle, die sich hier befinden, werden sich augenblicklich entfernen, denn der Hof wird hier übernachten. Alle vorhandene Lebensmittel werden für den Hof requirirt!» —

Man kann sich denken, welche grenzenlose Ver-

wirrung in diesem Augenblick entstand. Der Uebermuth der Soldaten theilte Kolbenstöße aus, obgleich Jeder sich beeilte, in angeborener Unterwürfigkeit den Befehlen des Regenten ungesäumt Folge zu leisten. Man wagte kaum zu murren, aber Alles stürzte übereinander her.

«Das ist zu arg» — rief Dom Pedro aufspringend, entriß einem Arrieiro den langen Stock und schlug damit auf den Officier und die Soldaten, die jetzt voll Schrecken den Prinzen erkannten und auf ihre Kniee fielen. — Der Ruf: «Dom Pedro!» ertönte durch die Halle und Alles sank auf die Kniee, und das Gemurmel: «Gott segne Dom Pedro, unsern geliebten Infanten,» lief durch die Menge. —

Es war in der That ein feierlicher Augenblick — diese allgemeine Huldigung eines im Volke beliebten Prinzen, der sich eben neue Ansprüche auf dessen Liebe erwarb, indem er sich bemühte, die Despotie der Beamten seines Vaters zu mildern. Die Nothwendigkeit, die Venda dem Hofe einzuräumen, ließ sich freilich nicht umgehen; indeß gelang es Dom Pedro, einige Ordnung in dieses traurige Geschäft zu bringen, und er litt nicht, daß irgend einem Privatmann das Geringste genommen wurde.

Die dunkelste Nacht folgt im Süden der ein-

brechenden Dämmerung so schnell, daß an ein Weiterziehen der ohnehin ermüdeten Maulthiercaravanen noch an diesem Abend nicht zu denken war. Indeß sind Reisende dieser Art auf ein Uebernachten im Walde eingerichtet. Sie knüpfen ihre Hangematten an Baumzweige, hoch genug, um von den Mosquitoschwärmen und giftigen Schlangen und den niedrigziehenden Nebeldünsten nicht erreicht werden zu können, oder sie lagern sich um ungeheure Feuer, welche dieselben Plagen des heißen Klima nicht herankommen lassen, und schlafen dort besser als oft Prinzen auf dem Seidenpfühl.

Schon war es dunkel geworden und die weißen Riesenstämme im dunklen Urwalde waren von den Flammen der zahllosen Feuer der Reisenden erhellt. Schwarze Schattengestalten erschienen vor dem Feuergrunde und verschwanden wieder. Neger, Mulatten und Creolen von dunkler Hautfarbe, dazwischen gelbe Zigeuner, abenteuerliche Gestalten, Pferde und Maulthiere, Weiber und Kinder und rothhäutige Indianer — hier Gesang und Tanz der Neger — dort eine schmelzende Modinha zum Klange der Mandoline gesungen — zwischendurch Gerufe und Geschrei, Wiehern und Stampfen der Pferde, und in

der dunklen Höhe das Gekreisch der Affen und Papageien, die aus ihren Schlupfwinkeln vertrieben wurden — in der Ferne das Gebrüll wilder Stiere und das bellende Geheul der Unze — Alles untermischt mit dem Prasseln der Flamme, die hier und da schon in den Wald hineinleckte und die harzigen Schlingpflanzen oder balsamgebenden Mimosen ergriff, ohne den im vollen Safte stehenden Gräsern und übrigen Bäumen das Mindeste schaden zu können — das gab ein Bild, dessen wild romantische Schönheit sich nicht beschreiben läßt.

Und doch sollte die Scene noch belebter werden. Von Zeit zu Zeit waren königliche Courriere gekommen und hatten das Nahen des Reisezuges vom Hofe verkündet. Bald hieß es, der Wagen des Regenten sei gebrochen — bald — Maulthiere seien gestürzt oder im Schlamm versunken. Endlich erschallte von fernher Trommeln und Pfeifen, mit Trompetenstößen untermischt. — «Der Regent!» rief Einer dem Andern zu. Alles verließ die Lagerstellen und drängte sich heran. Ein Flammenstrom schien sich zu nahen — in der That war es ein prachtvoller Anblick. — An fünfhundert Hofbediente und Neger trugen Fackeln, die von Kampher- und Gummibäumen aus den Alles umringen-

den Waldungen gehauen waren und so hell brannten wie Wachskerzen. Reiter und Fußgänger ohne Zahl umgaben die Wagen von allen Größen und Formen, die, meist von Stieren gezogen, einige auch mit Maulthieren bespannt, den seltsamsten Anblick darboten.

In der Mitte des dichtesten Gewühls der heranziehenden Menschenhaufen sah man die wunderliche Figur eines kleinen gepuderten Mannes im veilchenblauen Sammetkleide, mit dem Stern von Diamanten behängt — auf einem Lehnsessel, welchen Neger an Stangen befestigt trugen, sich festhalten. An dem bleichen angstvollen Gesicht mit der hangenden Unterlippe erkannte man sogleich den Prinz-Regenten, der von Dom Pedro ehrfurchtsvoll am Thore der Venda empfangen wurde, während Alles umher niederkniete. Erschöpft stützte er sich auf zwei Kammerherren, reichte links und rechts die Hand zum Kuß, verwünschte die Reise und die grundlose Straße und ließ sich in das Innere der Venda führen, wohin nur die Mitglieder der königlichen Familie und die höchsten Hofbeamten ihm folgen durften — die Uebrigen mußten draußen unter dem Schirmdache der Veranda oder im Freien übernachten, wie es eben gehen wollte. Mit un-

geheurer Geschäftigkeit rannte Alles durcheinander. Der Regent hatte zu trinken verlangt. Man hatte Weine von den feinsten Sorten; aber die Gläser vergessen. Er wollte essen; die feinsten Doces, oder Eingemachtes und Confituren, aus dem Annunciaden-Kloster waren mitgenommen; aber es fehlte an Brot, und an das brasilianische Maniok-Mehl, das im Allgemeinen statt des Brots genossen wird, hatten sich der Regent und dessen Gefolge noch nicht gewöhnen können. — Dann fehlten wieder Betten zum Lager. Kurz, es war eine Verwirrung und Unordnung, die keiner Beschreibung fähig ist.

Die Venda glich im Innern einer Scheune, deren dunkle Räume bis an die schwarz geräucherten Dachsparren durch die Herdflammen flackernd erleuchtet waren. Der Herd, etwa einen Fuß hoch über dem Boden, befand sich am obern Ende dieses Raums, der Eingangsthür gegenüber. Dort saß der Regent auf einem Lehnstuhle, an seiner Seite die Regentin Donna Carlotta auf einem Klotz, der durch eine Draperie in einen Königssitz verwandelt war. — An beiden Seiten, doch etwas zurück, standen die Prinzen und Prinzessinnen der königlichen Familie und im Halbkreise die Oberhof-

beamten nach ihrem Range geordnet. Der Regent empfing den feierlichen Handkuß mit Kniebeugung von den Vornehmsten seines Hofes, während Arrieiros einige hochbepackte Maulthiere mit den Kostbarkeiten des Monarchen in das offene Thor der Venda hereintrieben und hinter der Pfeilerreihe an der Seite abluden. — Unter solchen Umgebungen die feierliche Etiquette, die mit Orden geschmückten Herren, die gestickten Hofkleider und galonnirten Livreen — die steife Haltung dort, und das bewegte Leben hier — das Alles bildete einen Contrast so barock und seltsam, wie die ausschweifendste Phantasie kaum irgendwo sich vorstellen könnte. —

Unter den Nahenden, um die Gnade des Beijamão zu empfangen, befanden sich zwei verschleierte Frauengestalten. Sie kamen nicht so nahe heran, um die Hand des Prinz-Regenten erreichen zu können. Dort knieten sie nieder. Beide waren schwarz gekleidet, mit schwarzen dichtgewebten Schleiern. Anstand und Kostbarkeit der Stoffe und des Perlenschmucks ließen auf den hohen Rang der Nahenden schließen. Die Eine war eine hohe, doch schon gereiftere Frauengestalt, die Andere zart und etwas

kleiner, auffallend durch ein wunderschönes blondes Haar, von welchem einige Locken sich unter dem Spitzengewebe hervorgeschlichen hatten. — Indem sie niederknieten, warfen beide ihre Schleier mit einer leichten Handbewegung zur Seite und zwei schöne weibliche Angesichter erschienen unter der leichten Hülle, von Lichtstreifen der Herdflammen erhellt — das eine mehr brünett mit schwarzem Haar und dunklen Augen, das andere vom feinsten weißen Teint und blauäugig — beide so geisterhaft bleich und ernst, daß man sich eines geheimen Grauens nicht erwehren konnte; — erst an der Erhebung eines seltenen Rosenkranzes mit dem goldnen Kreuz, welches die Aeltere von Beiden dem Regenten vor Augen hielt — erkannte ich sie — aber wie verändert — wie hatten Leiden diese schönen Züge gebleicht! — Die Jüngere von Beiden hatte Dom Pedro erkannt — er wurde bleich — sie roth. Ein Aufschlag ihrer Augen hatte seinen strahlenden Blicken begegnet. — Es ist unmöglich, sich eine reizendere Verwirrung zu denken, als dieses gegenseitige Erkennen auf den seelenvollen Zügen des jungen Mädchens hervorgebracht hatte; sie schlug die Augen nieder — ein geistiges Lächeln zuckte über ihre feinen Lippen — ein Rosenhauch

der süßesten Aufregung wechselte mit dem Erbleichen einer unbeschreiblichen Befangenheit. Dom Pedro bebte; sein Herz klopfte hörbar; er stand im Begriff, eine Unbesonnenheit zu begehen, und alle seine wieder erwachenden Gefühle für die liebliche Mariaquinha zu verrathen. Allein die Macht der Gewohnheit einer strengen Etiquette war zu groß. Er bekämpfte seine Empfindungen und stand nun wie eine Bildsäule, während sein Vater, der Prinz-Regent, die Gräfin anredete.

«Warum verfolgen Sie Uns, Donna Condeça» — sprach er so halblaut und tonlos, wie es seine Art zu reden war — «haben Wir nicht Befehl gegeben, Ihren Gemahl in Freiheit zu setzen — wie? — kann man mehr thun, als Gefangene begnadigen? **Para Deus!** die Donna verlangt wohl, daß Wir ihm die Hand küssen und ihn um Verzeihung bitten sollen — wie?» —

«Mein Gemahl, der Graf von Lavradio,» entgegnete die Dame mit Ruhe und Würde, «war allerdings auf Ew. Majestät Befehl in Freiheit gesetzt — doch mit dem Zusatz, sich nach Minas Geraes zu begeben und den öden Diamantendistrict bei Todesstrafe nicht zu verlassen.»

«Wer hat den Zusatz gemacht?» — rief der Regent sich umsehend. —

Alles schwieg.

«Jacobiner sind gefährlich» — sprach die Regentin — «und die Rache dieses Menschen bedrohte das Leben meines hohen Herrn und Gemahls — der Befehl also .....»

«Ist ein Product Ihrer Intriguen — Madame!» — sprach er halblaut, aber im Ton einer bittern Verstimmung.

«Die zärtlichste Besorgniß .....»

«Man kennt das. — Augenblicklich soll der arme Graf an Unsern Hof berufen werden, und Sie, Donna Condeça — bleiben bei Uns, um Uns von Zeit zu Zeit an Unser Wort zu erinnern — Wir autorisiren Sie ausdrücklich dazu.»

Die Regentin Donna Carlotta schnupfte heftig aus ihrer ledernen Seitentasche, warf einen stechenden Blick auf die Gräfin, die sich erhob und nahte, um die Hand der Regentin mit einer neuen Kniebeugung zu küssen; sie grollte einige Worte zwischen den Zähnen, die fast klangen wie: Gift oder Dolch! — Kaum aber hatte die Gräfin sich einige Schritte zurückgezogen, so trat ein hoher hagerer Mönch im braunen Capuzinergewande an dieselbe heran —

und sagte halblaut, aber mit einem tiefen Ernst zu ihr: «Folgen Sie mir, Schwester — nur Geheimniß rettet Ihr Leben.» — Alsbald verschwanden Beide, von einem bewaffneten Neger gefolgt.

Sobald die Ceremonie des Beijamão beendigt war, flüsterte die Regentin ihrem vertrauten Leibarzt zu: «Sie muß sterben — er auch — das Kind ins Kloster — so will ich's, bei meiner allerhöchsten Ungnade!» —

«Dom Pedro eilte, die beiden Damen aufzusuchen, welchen diese Drohung zu gelten schien — aber es war unmöglich, sie zu finden. Er irrte bis am hellen Morgen um die Lagerfeuer der Schlafenden her, schaute in jede Hangematte, die er erreichen konnte — suchte in der Veranda — in der Venda — im Urwalde — kurz überall, wo es nur denkbar war, sie zu finden. Endlich vernahm er das Gerücht, daß in der Nacht eine Maulthiersänfte mit zwei Damen, gefolgt von einem Capuzinermönch und einem Negerdiener auf Maulthieren reitend, mit Fackeln die Straße von San Pauolo eingeschlagen hätten. — Gleich darauf schwang er sich zu Pferde und ich mußte ihn begleiten. Mit dem anbrechenden Morgen befanden wir uns auf derselben Straße, die an Santa Cruz

vorüber nach der genannten Provinz führt. Die grundlose Beschaffenheit des Weges gestattete nicht, so zu eilen, wie es Dom Pedro's feurige Ungeduld gewünscht hätte.

Die Straße wand sich um den Fuß kleiner waldiger Hügel bis zu den baumlosen Ebenen, die Campinhos genannt werden. Sie bestehen offenbar, ihrer sandigen Beschaffenheit nach, aus dem Meeresgrund einer seit Jahrhunderten trocken liegenden Bucht; selbst der Name eines kleinen Dorfs auf einer in diese Ebenen hineinragenden grünen Landzunge: Jacarepuá (von Jacaré, Krokodil) verräth dergleichen.

Zu Pedreiros — einem einsamen Hause in dieser wilden Gegend — trafen wir einige Schweden an, die nach San Paulo wandern wollten, um dort die reichen Eisenbergwerke zu bearbeiten. — Leider erfuhren wir später, daß die ganze Unternehmung mißlungen war, weil der von der Regierung durch Intriguen und Connexionen angestellte Oberbeamte nichts von der Sache versteht; ungeachtet die Eisenerze so reichhaltig sind, daß sie 95 Procent Eisen enthalten, und man daher sagen kann, daß Brasilien ganze Eisenberge enthalte, waren doch alle Anstalten, dieses reiche Material zu benutzen, so schlecht,

daß Brasilien damals noch schwedisches Eisen einführen mußte. Nach der Politik der Colonialverwaltung war es früher nicht erlaubt worden, die reichen Eisenerze zu benutzen — Brasilien sollte der Krone Portugal nur Gold und Diamanten liefern.

Dom Pedro hatte indeß jetzt weder Lust noch Zeit, sich in metallurgische Conversation einzulassen. Er erkundigte sich nur rasch und drängend, ob man keine Maulthiersänfte mit zwei Damen, gefolgt von einem Mönch und einem Neger, habe vorüberziehen gesehen, und als Jene Solches bestätigten und hinzufügten, kaum vor einer Stunde wären sie eilfertig vorübergezogen, in der Richtung von Santa Cruz, auf dem Wege nach San Pauolo hin, gab Dom Pedro seinem raschen Pferde augenblicklich die Sporen, so daß es dem meinigen unmöglich wurde, ihm zu folgen.

Einige Meilen weiterhin erhebt sich die einsame Kirche San Antonio de Lameron auf dem Gipfel eines nicht sehr steilen Berges.

Die Lage dieses Gotteshauses ist mehr idyllisch als romantisch. Der ungeheure Urwald ist hier verschwunden, niederes Blumengebüsch und ein Bo-

den mit blühenden Iris bedeckt geben dieser Gegend einen paradiesischen Charakter. Die unabsehbare Ebene von Santa Cruz eröffnet hier ein weites, von blaugrünen Waldhöhen umgebenes Amphitheater, auf welchem zahllose Rinderheerden und Rudel wilder Pferde weiden. Einzelne Hirten zu Pferde mit hohen Lanzen halten dort unbeweglich oder setzen sich plötzlich in Galopp, ein zu schlachtendes Thier mit dem Lasso*) zu fangen — in der Ferne glänzte das Meer wie ein Silberstreif am Horizont. Ueber das Ganze war der Zauber eines glänzendblauen Himmelsdomes ausgegossen. Die klare Luft ließ auch das Entfernteste, zwar wunderbar verkleinert, aber in den zartesten, reinsten Umrissen erblicken.

Unter andern Umständen würde dieses entzückende Panorama Dom Pedro mit der Macht der Poesie angezogen haben; jetzt aber hatten seine Augen ein andres Ziel entdeckt. Auf der Höhe vor dem Eingange der Kirche hielt eine Maulthiersänfte, und ein Neger ließ dort zwei gesattelte Muli auf dem Blumenboden weiden. —

---

*) Die an 50 Fuß lange Schlinge, welche die südamerikanischen Piãos so geschickt zu werfen wissen, daß sie damit jedes Thier, das sie erreichen wollen, fangen.

«Da sind sie» — rief er lebhaft aus, sprengte mit der letzten Kraft seines Pferdes den Berg hinan und trat in die Kirche. —

In dem kleinen, von Baumstämmen errichteten Gotteshause, das einst die Jesuiten zur Bekehrung der Indianer in diese einsame Gegend erbaut hatten, erhoben sich zwei schwarzgekleidete verschleierte weibliche Gestalten vom Gebet auf den Stufen des Altars. Der hohläugige Mönch hatte ihnen so eben die Messe gelesen. Das Innere der Kirche war mit Heiligenbildern und Kränzen von Knittergold ausgeschmückt, wie das brasilianische Sitte ist. Gliedmaßen von Wachs und Votivlampen hingen als Weihgeschenke frommer Gemüther vor der Nische, in welcher ein altes Madonnenbild, in verwitterte Seidenstoffe gekleidet, als Mirakelbild verehrt wird. — Der einsiedlerische Mönch, der in einer Seitencapelle wohnt, versieht den Dienst bei diesem Heiligenbilde. Jetzt stand seine ehrwürdige gebeugte Greisengestalt in der offenen Thür der Capelle und streckte seine segnende Hand schwebend aus über die Häupter der beiden vor ihm niederknieenden Frauen. Es war ein feierlicher Moment, eine fromme Weihe des Glaubens, die Dom Pedro durch sein rasches Eintreten unterbrach. —

Kaum hatten jene Beiden ihn erblickt und erkannt, so erhoben sie sich, um ihm entgegenzugehen und dem Infanten mit einer Kniebeugung ihre Huldigung darzubringen. Mariaquinha aber war so ergriffen, daß sie bebte wie ein zartes Mimosenblatt im Mondlichte. Sie drückte ihre Hand ans Herz und lehnte sich mit der Stirn auf die Schulter ihrer Mutter, die sie umfaßte. So in dieser Verwirrung waren sie einige Augenblicke stehen geblieben, während Dom Pedro rasch herangetreten und vor der schönen Gruppe auf ein Knie niedergesunken war. Ehe sie es hindern konnte, hatte er die herabhängende weiße Hand des liebreizenden Mädchens ergriffen und an seine heißen Lippen gedrückt. Mit dem raschen Feuer, das ihm eigen war, erhöht durch den romantischen Reiz dieser Scene und durch die Gluth der ersten Liebe, die wie ein Flammenstrom eine so feurige Seele durchdringen mußte, rief er: «Endlich, Du Engel des Himmels, habe ich Dich wieder! In der schrecklichsten Trennung sind Jahre auf Jahre vergangen; Du warst das Ideal meiner Jugend, die Wonne meiner Seele — Dein süßes Bild hat mich im Wachen und Träumen begleitet — nun erst habe ich gefühlt, daß ich Dich liebe. — O

Wonne — o Himmel — keine Macht der Erde soll Dich mir entreißen! — O süße himmlische Geliebte, sei Du die Meinige!» —

«Aber mein Prinz!» — rief die Condeça gepreßt, während sie ihr geliebtes Kind fester an sich drückte, das am mütterlichen Herzen Schutz suchte gegen die eigene Leidenschaft und weinte, indem sie in der süßesten Verwirrung dem geliebten Dränger die zarte Hand überließ, die dieser in Thränen und Küssen badete. Aber ein Zucken ihrer Finger, ein Druck ihrer Hand, der ihm wie ein elektrischer Funke durch alle Nerven bebte, verrieth ihm ihre Gegenliebe.

Nun aber war kein Halten mehr: «Beim Himmel» — rief er aufspringend und umschlang sie — «Du liebst mich — ich heiße Pedro, wie mein großer Vorfahr — seine romantische Liebe zu Inez de Castro soll sich hier wiederholen — Brasilien soll, wie einst Portugal, einen Königssohn sehen, der für seine Liebe Alles opfert — Inez — Maria — willst Du dem Glück Deines Pedro Dein Leben weihen? — Sieh hier — Priester sind zur Hand, uns heimlich zu verbinden — eine Quinta im Urwalde wird unser süßes Geheimniß bergen — o Maria....»

Die Macht des Gefühls erstickte seine Stimme — willenlos war sie in seine Arme gesunken, ihr Kopf hing auf seiner Schulter — sie hatte keine Kraft weiter, als mit einem entzückenden Lächeln und schwimmenden Augen ihn anzublicken; aber nur wenige Secunden ließ der Sturmdrang seiner Gefühle sich zurückhalten, er bedeckte ihren Mund mit Küssen und unterbrach die wonnige Vereinigung ihrer Lippen nur durch Schwüre und Betheuerungen seiner ewigen Liebe. — Das so bestürmte junge Mädchen war ohne Kraft, den geliebten Jüngling von sich abzuwehren — ohne Entschlossenheit, ihm ohne den Segen ihrer Mutter ihr ganzes Dasein zu weihen. Mit einem flehenden Blick reichte sie ihr die Hand, während sie seine stürmische Zärtlichkeit mehr duldete als erwiederte.

Jetzt erst vermochte sich die Condeça von ihrer Ueberraschung zu erholen.

«Altezza!» — rief sie — «Ihr Vater hat mich meines Gatten beraubt, Ihre Mutter stellt meinem Leben nach, und Sie wollen mich meines Kindes berauben?»

«Ich will es bereichern mit allen Schätzen Brasiliens und Portugals — will sein Dasein schmücken mit allen Rosen der Liebe; will diesen

Engel des Himmels anflehen, sich herabzulassen, um einst Königin meiner Staaten zu werden — o **Madonna** — der Erbe dreier Kronen würde sich glücklich schätzen, der Sklave dieser Himmelskönigin zu werden. — Nur eine kurze Dauer des Geheimnisses und dann voller Glanz der Oeffentlichkeit unserer Verbindung. — Die Grundgesetze von Lamego gestatten ....»

«O mein Prinz» — unterbrach ihn die Condeça schmerzlich mit gerungenen Händen — «die überspanntesten Gefühle sind nicht die dauerndsten — bedenken Sie das — Und wenn Alles gelänge, welche Reue würde über Sie kommen, welche Zurücksetzung über mein armes Kind, dem Sie dann die Blüthe ihres Lebens gebrochen hätten — Sie würden sie verstoßen und damit ihr das Herz brechen — dieser unglücklichen Tochter so unglückseliger Eltern.» —

Statt aller Antwort hob Dom Pedro das auf seiner Brust ruhende Antlitz des lieblichen jungen Mädchens so weit, daß er ihr ins dunkelblaue Auge schauen konnte. —

«**O minha meninha!**» — mein süßes Mädchen — rief er mit dem bezaubernden Wohllaut der portugiesischen Sprache, wenn sie zärtlich schmei=

chelnd sich ausdrückt — «glaubt Mariaquinha an die Treue meiner Schwüre — die Ewigkeit meiner Liebe?» —

«**Coitadinho!**» — sagte sie mit dem Ausdruck von Zärtlichkeit, der in einem hübschen portugiesischen Mädchenmunde so unbeschreiblich wohllautend und vielsagend klingt — «wohl glaube ich daran bei der heiligsten Senhora, der Mutter Gottes von Ajuda!» —

«Nun dann» — so wendete sich Dom Pedro gegen die Gräfin — «Sie sehen, Senhora — wir sind einig. — Mein Engel glaubt an die Ewigkeit meiner Liebe — was bedarf es mehr? — Dort steht der Priester; — gieb Deinen Segen, Mutter — wir knieen nieder, Maria — und beim Himmel, wir stehen nicht eher auf, wie als Mann und Frau!» —

Dabei war er neben Mariaquinha, die er umschlungen hielt, niedergesunken. Beide knieten nieder vor der verwirrten Mutter, die sich bemühte, ihn aufzuheben, mit den Worten: «O Prinz! — mein Himmel! — Sie vergessen sich — welcher Unsinn — kommen Sie doch zur Besinnung! — Sie wollen die Geschichte Ihres großen Vorfahren und der unglücklichen Inez de Castro erneuen? —

o Du mein Gott — Du Allerbarmer — haben Sie auch bedacht, welches Schicksal die Unglückliche traf? — wollen Sie eine Leiche auf den Thron setzen — wollen Sie Tyrann werden, um die Ermordung Ihrer Geliebten zu rächen?» —

«Soll ich sterben für Dein Glück, Pedro — ich bin bereit!» — sprach Mariaquinha mit schmelzender Stimme.

«O Du Engel des Lichts» — rief er entzückt aus und umschlang sie aufs Neue — «mit meinem Leben vertheidige ich das Deinige! ich würde dem Thron von Portugal entsagen, könnte ich ihn mit Dir nicht theilen — — Jetzt, Priester, vollende» — rief er dem greisen Eremiten zu — «vollende, was wir mit Gott begonnen — gieb unserm Bunde den Segen der Kirche.»

«Mutter, Deinen Segen» — rief Maria, ihre Kniee umfassend, in den flehendsten Schmeicheltönen. —

«Unglückliche» — rief diese — «Du weißt nicht, was Du forderst — Du forderst den Tod!» —

«O Mutter, Mutter — eine Minute an seinem Herzen geruht, eine Minute ihn glücklich gemacht zu haben, wiegt ein ganzes Leben voll Lei-

den auf. Meine Liebe ist heilig — für ihn sterben, ein Märtyrthum — er war ja der Retter meines Lebens — es ist damit das seinige geworden — ich habe keine Macht mehr, es ihm zu entziehen.»

«Nun dann» — rief sie aus und umschlang ihr noch knieendes Kind — «die Stimme des Herzens ist des Schicksals Stimme — ich selbst habe ihre Macht erfahren — auch ich bin ihrem Rufe gefolgt — wie könnte ich Dir versagen, was ich mir selbst nicht versagen konnte — so segne Gott Euren Bund — behüte Euch der Allmächtige und die heiligste gebenedeite Senhora Maria!» —

Bewegt hatte sie die Hände auf die Häupter der beiden Knieenden gelegt — dann hob sie Beide auf — eine lange stumme Umarmung folgte.

In diesem Augenblick trat ich — der ich dem Prinzen gefolgt war — in die Kirche. Ich konnte mir diese Scene nicht erklären — denn erst später hatte mir der Prinz den ganzen Hergang erzählt. So überrascht, blieb ich am Eingange stehen.

«Schnell gehandelt!» — rief der Prinz, indem er sich aus der Gruppe loswand und auf den alten Priester zutrat — «was zögerst Du, Padre!» —

schrie er ihm zu — «wo ist Dein Meßgewand? — Ich bin Pedro, der Thronfolger von Portugal und Brasilien — und diese, meine Braut, ist Donna Maria de crocião Condesinha von Lavradio — und dort ihre Mutter, die unseren Bund gesegnet hat.» —

«Ich darf nicht» — sprach der Greis. —

«Welche Bedenken?» — rief der Prinz lebhaft — «die Sache bleibt geheim, bis ich den Thron bestiegen habe — und sollte es verunglücken — man wird Dir kein Haar krümmen — man wird mich schonen müssen und das wird auch Dich schützen.»

«Aber, mein Prinz ....»

«Kein Bedenken, Pfaff!» — rief Dom Pedro mit seinem aufflammenden Jähzorn — und riß ein Terzerol aus seinem Gürtel — «oder bei meiner armen Seele — die dann zu allen Teufeln fahren möge — ich schieße Dich nieder hier auf dem Fleck — weigerst Du Dich noch einen Augenblick.»

Damit machte er eine drohende Bewegung — er stand da wie ein zürnender Ajax — nur war es kein edler Zorn, der auf seinen Zügen flammte — eine wilde ungebändigte Leidenschaft hatte ihn ergriffen — flehend hielt ihn Mariaquinha umschlungen,

unwillig versuchte ihre Mutter, ihn zurückzuhalten. Ich selbst kam herangesprungen, bemüht, ihm mit ehrerbietigen Vorstellungen das Pistol zu entwinden — — die Scene, die jetzt folgte, war fürchterlich. —

«Fort, fort» — schrie er — «oder ich schicke Euch Alle zur Hölle! — meinen Willen will ich haben — oder Alles soll sterben, hier auf der Stelle! — Wer wagt es, mir zu widerstreben? Ha — ich — Prinz von Portugal — und sollte nicht einmal einen so elenden Pfaffen zwingen können? — **Verdadeiro Deus!** — wenn Ihr mich wild macht, so bin ich fürchterlich! — Gehorche, Pfaff — oder stirb.»

Mit Löwenkraft hatte er mich zurückgestoßen — von der Condeça sich losgemacht — die zarte Mariaquinha war vor Schreck zu Boden gesunken — nichts konnte ihn hindern in seiner Wuth — mit gespanntem Hahne hatte er das Terzerol dem Greise auf die Brust gesetzt — — «Den Segen der Kirche oder den Tod!» — schrie er ihm zu. —

«Ich wähle den Tod» — sprach der Greis ruhig und fest — «denn dem Frommen giebt er das ewige Leben — ich meide die Sünde, denn sie giebt den ewigen Tod! — Jetzt vollenden Sie,

Dom Pedro von Alcantara — Kronprinz von Portugal — als Kirchenschänder — und Meuchelmörder eines greisen Geweihten des Herrn. — Vollenden Sie — aber die Geschichte wird Ihren Namen brandmarken — und mich rächen!» —

Eine erhabene Ruhe lag auf den Zügen des Greises — eine tiefe Beschämung auf denen des jungen Prinzen. Langsam ließ er die Hand mit dem Terzerol sinken und gab es mir mit den Worten: «Entwaffne mich — ich war ein Unsinniger!» —

Alsdann wendete er sich gegen den hohen hohläugigen Mönch, der mit untergeschlagenen Armen und finstern Blicken gegen den Altar gelehnt gestanden hatte: «Und wer bist denn Du, finsterer Mönch — so vollende Du — gieb uns der Kirche Segen — und blicke nicht so höhnisch drein — in den Sturm meiner Leidenschaft!» —

«Mein Sohn in Christo» — sprach Jener — «entsage — man stirbt nicht von Entsagung — auch ich habe mein irdisches Glück, meine einzige Liebe geopfert — und siehe — ich lebe noch immer. — Doch ich darf mich nur nennen — meine Geschichte ist bekannt — ich bin Padre Leonio — früher Graf von Lavradio!» —

«Unglücklicher!» — rief Dom Pedro erschüttert — «und Du entsagtest Deiner Liebe und allem irdischen Glanze einer hohen Geburt, um Deinen Bruder zu beglücken durch die Hand Deiner Geliebten — Mönch, das war groß und edel! — Ich bewundere Dich — aber ich hätte die Kraft nicht, Dir zu folgen; denn meine Liebe ist meine Seele — mein Leben.»

«Sie hätten die Kraft, mein Prinz» — sprach jetzt Padre Leonio — im veränderten Ton, mit der ruhigen Würde eines Vaters — «denn in ihrer Seele liegen die edelsten Keime einer höheren Menschennatur — erheben Sie sich über Ihre Leidenschaft, Hoheit — und Sie werden sich über Ihr Schicksal erheben. — Dem einstigen Herrscher über Millionen geziemt eine Größe der Seele, die ihn auch geistig auf die Höhen der Menschheit stellt.» —

Dom Pedro stand mit gesenkten Blicken in der Stellung eines stolzen, aber beschämten und dabei tief nachdenkenden Jünglings. Nach einer Pause hob er den schönen Kopf und sprach mit einer milderen Stimme: «Ueberzeugen Sie mich, Padre — daß mein Beginnen eine Thorheit ist, und ich werde mich bemühen, Herr meiner Leidenschaft zu werden.» —

«Mein Prinz» — sprach Jener — «ich brauche Sie nicht daran zu erinnern, daß die politische Lage von Portugal und Brasilien jetzt eine so bedrängte ist, in welcher das Haus Braganza die Verpflichtung für das Heil seiner Völker hat, nach hohen Familienverbindungen zu streben....»

«Daran glaube ich nicht» — unterbrach ihn Dom Pedro — «das sind Thorheiten, politische Grillen aus der Perrückenzeit; — die Staaten sind nicht Eigenthum ihrer Regenten, sondern diese sind — wie Friedrich der Große sagt — die ersten Diener des Staats. Familieninteressen haben daher — bei der aufgeklärten Politik unserer Tage — alle Geltung verloren — das Interesse der Staaten ist der einzige Hebel der Politik oder sollte es wenigstens sein. Sollten wir Fürsten nicht menschlich fühlen dürfen — so würden unsre Herzen sich verhärten, und ein kalter Mensch wird immer ein schlechter Regent sein. — Das würde auch kein Glück für die Völker bringen.»

«Aber, mein Prinz» — sprach jetzt der Mönch mit tiefem Ernst — «der Vater dieser jungen Condesinha — schmachtet noch in Fesseln, oder wenigstens in der Schmach der Verbannung, und über dem Haupte ihrer edlen Mutter schwebt das

Schwert der Intrigue einer rachsüchtigen Monarchin — was haben Sie gethan, um ihnen den Schutz der Gesetze zu sichern? — Sind Sie schon würdig dieser Perle? — Ein Kleinod wie dieses wird ein edler junger Mann nicht als Räuber sich aneignen wollen, sondern wird es als Krone seiner Verdienste erringen — das ist würdiger eines Prinzen, als einen greisen Priester in der Kirche zu erschießen!» —

«Bei Gott!» — rief Dom Pedro aufflammend in den edelsten Gefühlen — «ich will diese Perle für meine Krone verdienen. Ich schwöre, nicht eher diese Jungfrau als mein Weib zu umarmen, bevor nicht es meinen Bemühungen gelungen sein wird, ihre Eltern zu retten und gegen Verfolgung zu sichern. Bis dahin möchte ich rathen, daß die Condeça mit ihrer Tochter sich in der Nähe des Hoflagers, aber verborgen aufhalte, um meinen Vater, unbemerkt von meiner Mutter, an sein Versprechen erinnern zu können. Ich werde alsdann schon für sie sprechen; denn Ihr möget wissen, daß ich jetzt sehr in Gnaden stehe bei meinem Vater, dem Prinz-Regenten, und daß er nichts beschließt, ohne mich in Rath genommen zu haben.»

So wurde denn beschlossen, daß Donna Eleonora mit ihrer Tochter, während des Aufenthalts des Hofes zu Santa Cruz, in der Nähe des Schlosses irgend eine verborgene Wohnung beziehen solle. Und mich beehrte der Prinz mit der allerdings sehr bedenklichen Ausführung dieses Planes.

Neunte Aufzeichnung.

Schilderung der Ebene und des Palastes von Santa Cruz. — Geheimer Aufenthalt der Condeça und ihrer Tochter daselbst. — Dom Pedro's Verhältnisse zu Mariaquinha. — Dom Miguel's schlechte Erziehung. — Züge seiner Bösartigkeit und Rohheit. — Seine körperliche Gewandtheit. — Seine Hauptvergnügen: Jagd mit dem Lasso und Viehtreiben. — Führt einen Stier in die Veranda des Schlosses, Schreck einer Damengesellschaft. — Anklage desselben bei dem Regenten. — Dessen Zorn und Dom Miguel's Fürsprecher. — Dom Pedro vor dem Regenten. — Dessen Zusammentreffen mit der Condeça. — Die Quinta der Liebenden zu Mata Porcos. —

Die königliche Domaine Santa Cruz war früher eine der Jesuiten-Niederlassungen gewesen, die diese frommen Väter zur Bekehrung und Unterjochung der wilden Indianer so weit vorgeschoben hatten, in diese prachtvolle Einöde. Der fruchtbare Boden besteht aus einer unermeßlichen Ebene, die den trefflichsten Weidegrund für 8000 Stück Rindvieh und viele Pferde und Maulthiere bildet. Diese Ebene wird von zwei für kleine Fahrzeuge schiffbaren Flüssen, dem

Guandu*) und dem **Taguiah****) bewässert, doch so stark, daß ein Theil der grasreichen Ebene dadurch unter Wasser gesetzt — ein anderer in Morast verwandelt ist. Hohe Bergrücken, romantische Felsen und dichter Urwald umgrenzen die unermeßlichen grünen Savannen, die durch diese Mischung von Wald, Felsen, Rasen und Wasserpartieen den reizendsten Anblick gewähren, den man sich nur denken kann.

Der sogenannte Palast, welcher an der westlichen Grenze des Guts steht, ist nicht mehr als ein unansehnliches Haus von mäßiger Größe, etwa dreißig kleine Klosterzellen enthaltend. Es umgiebt einen kleinen innern Hof, um welchen offene Galerien vor dem ersten und zweiten Stockwerk herumlaufen. Es ist also nichts weniger als für eine königliche Hofhaltung eingerichtet — übrigens gut gebaut. Eine wohlgebaute Capelle giebt ihm noch einiges Ansehen. Doch die armseligen Lehmhütten der 1500 Neger, welche zu der Bewirthschaftung dieses Guts gehalten werden, und die unreinlichen Wohnungen der Aufseher umgeben diesen königli-

*) Die große Bai.

**) Das gelbe Wasser.

chen Palast in einer solchen Unordnung, daß dadurch das Königshaus selbst den traurigsten Anblick gewährt. — Der dazu gehörige Park, mit Einschluß der Triften und verfallenen Pflanzungen, hat im Ganzen eine Ausdehnung von etwa 100 engl. Meilen ins Gevierte, ist also größer als manches kleine deutsche Fürstenthum.

Ueberall sah man Spuren einer trefflichen Cultur unter der kundigen Leitung der frommen Väter von der Gesellschaft Jesu. Jetzt aber trug Alles die Anzeichen der elendesten Verwaltung unter der Aufsicht und Leitung der unfähigsten und habgierigsten Menschen, welche diese zum Theil erkauften, oder durch Connexionen erschlichenen Stellen nur betrachteten als Mittel, sich zu bereichern. Die ehemaligen Abzugscanäle der Moräste hatte man verschlämmen lassen. Die Einzäunungen der Aecker waren verfallen, die Hecken durchbrochen, so daß das Vieh ungehindert über alle Felder, durch alle Gärten und Caffeeplantagen streifte. Diese letztern waren so verwildert, daß Kaktusgesträuch, Aloe und Schlingpflanzen — dieses Unkraut der tropischen Plantagen — die verkrüppelten Caffeebäumchen weit überragte. Das Vieh war so vernachlässigt, daß sich auf der ganzen Domaine auch nicht ein

zum Reiten taugliches Pferd fand. Die 1500 Neger sind im Allgemeinen gutgeartete tüchtige Menschen, die auch im Christenthum unterrichtet werden, wobei Morgens und Abends vor dem Beginn und nach Beendigung der Arbeit ein öffentliches Gebet gehalten wird. Ihre Behandlung ist auf ausdrücklichen Befehl des Regenten die mildeste, die man sich nur denken kann, indem ihnen, außer den Festtagen, zwei Tage in der Woche gestatten werden, um für sich selbst ein Fleckchen Landes zu bebauen — und doch war als Folge der schlechten Verwaltung die Noth und die Armuth unter diesen Negersklaven so groß, daß sie, halbverhungert, mehr Skeletten als Menschen glichen, ganz von Kleidung entblößt waren, und jeder kaum einen Penny täglich verdiente.

Die Condega mit ihrer lieblichen Tochter und Padre Leonio waren in dem Hause eines Aufsehers untergebracht. Jene hatten sich als brasilianische Bäuerinnen verkleidet, um nicht erkannt zu werden. Dom Pedro nahm schon nach einigen Tagen in demselben Hause seine Wohnung, unter dem Vorwande, daß es im Schlosse zu voll sei, um studiren zu können. Der Aufseher mit seiner Familie war auf einen andern Posten nach Rio Janeiro

geschickt, und die Condeça machte unter dem Namen der Frau Martha die Wirthin dieses Hauses. Dom Pedro ließ sich von Niemandem bedienen, als von der schönen Mariaquinha, die in dem Costüm einer portugiesischen Salvia*) doppelt reizend war. — Es waren die glücklichsten Tage seines Lebens, die er in diesem zärtlichen Verhältnisse verlebte. — Blieb auch dasselbe am Hofe kein Geheimniß, so gönnte man dem jungen Prinzen die kleine Galanterie, wofür man es hielt.

Nur der bleiche, hagere Dom Miguel — eine kleine, aber kräftige Gestalt — gönnte es ihm nicht. Er dachte daran, seinem Bruder den Spaß zu verderben — wie er sich ausdrückte — und der hübschen Salvia einen schlimmen Streich zu spielen.

Es ist bekannt, daß der Regent sich um die Erziehung seiner Söhne wenig bekümmerte; am wenigsten hatte er von dem Dasein des jungen

*) Salvio und Salvia bedeutet in Portugal dieselbe romantische Erscheinung aus dem Volksleben, die man in Spanien Majo und Maja nennt — nämlich die Elegants in der untern Volksclasse. Ihre Kleidung ist äußerst malerisch.

Miguel Notiz genommen, und wie dieser unter den Augen einer intriguanten, bigotten und sittenlosen Mutter aufwuchs, haben wir gesehen. — Endlich im Jahre 1811, als der junge Infant 9 Jahre alt geworden war, ließ sich Dom João VI. bewegen, ihn in den Palast von S. Christovão aufzunehmen, und die obere Leitung der ferneren Erziehung seinem damaligen Premierminister, dem Vicomte von Santarem, anzuvertrauen, der ihn einem sehr achtungswerthen Beichtvater übergab. Allein diese Männer konnten nur wenig Gutes wirken gegen die Rohheiten und Ungezogenheiten des von seiner Mutter verzogenen jungen Infanten, da sie nach der strengen Etiquette des damaligen portugiesischen Hofes knieend ihrem Zöglinge die Hand küssen mußten und nur demüthig bittend ihn ermahnen durften. — Nach wie vor war der Bereiter Joaquinho, der jede seiner Unarten belachte, sein Günstling. Dieser Mensch hatte durch seine rohen Späße und sein plumpes Wesen selbst dem Regenten ein Lächeln abgelockt und nun war sein Glück am Hofe gemacht. — Der Minister amusirte sich über seine Lazzis und berücksichtigte alle seine Empfehlungen und Wünsche. Dadurch war dieser Mensch zu einer Macht und einem Ansehen am Hofe gelangt,

daß man ihn als einen der einflußreichsten Canäle betrachtete, um irgend eine Begünstigung vom Regenten zu gewinnen. Die reichsten Geschenke flossen ihm von allen Seiten zu, und mit der gemeinen Eitelkeit solcher Menschen machte er gar kein Geheimniß daraus, daß er Alles vermöge und seine Verwendung den Meistbietenden verkaufe. Durch solche Erfolge wurde er hochmüthig, anmaßlich und beleidigend gegen Jedermann, nur gegen Diejenigen, die ihn gut bezahlt hatten, oder die er gebrauchte für seine Zwecke, war er die Unterwürfigkeit selbst und hündisch schmeichelnd, wie das immer bei gemeinen Naturen, die zu einigem Ansehen gelangen, der Fall zu sein pflegt.

Daß unter der Leitung eines solchen Elenden sich Dom Miguel's Charakter auf das Verderblichste entwickeln mußte, bedarf keiner Andeutung. Er blieb dabei so unwissend, daß er selbst später, als Generalissimus des portugiesischen Heers, nicht einmal seinen Namen richtig zu schreiben wußte. Vor Allem zu beklagen war die Verwilderung seines Herzens, in welchem auch nicht ein besseres Gefühl sich zu regen schien.

Jetzt, im März 1815, war Dom Miguel ein wilder, heimtückischer Bube im dreizehnten Jahre seines Alters, den kein Mensch zwingen konnte;

denn Niemand durfte wagen, sich über irgend eine seiner Ungezogenheiten bei dem Regenten zu beschweren, indem die Rache seiner Mutter Jeden verfolgte, der sich nur irgend ein tadelndes Wort darüber erlaubte. — In seinem jetzigen Alter — den sogenannten Flegeljahren — vereinigte er die Unarten eines Kindes mit der überlegten Tücke eines ergrauten Bösewichts. — Er war zierlich von Gestalt, obwohl für sein Alter schon früh gereift, wie das im Süden allgemein der Fall ist, und sein Körper hatte eine Dauer und Abhärtung gewonnen, die ihn fähig machten, die nicht geringen Strapazen einer brasilianischen Jagd mit Leichtigkeit zu ertragen. — In den Straßen von Rio Janeiro hatte er sich, wie in Lissabon, in seiner Generalsuniform mit Stern und Orden, bald im Staube herumgewälzt und mit Nachbarskindern gespielt oder sie geschlagen, oder er war auch wohl in irgend ein Haus hereingedrungen, hatte Teller und Gläser zerschlagen, bald Ohrfeigen ausgetheilt, bald die Hand den vor ihm Niederknieenden zum Kuß gereicht, wofür er dann von seinen Begleitern gelobt und bewundert wurde; — hier aber auf der weiten Ebene von Santa Cruz hatte er seine Lust am tollen Reiten und an wilder Jagd, in welchen

Künsten Senhor Joaquino ihm ein tüchtiger Lehrmeister gewesen war.

So sah man ihn oft mit leichter Gewandtheit sich auf ein halbwildes Pferd schwingen, das noch nie einen Reiter getragen hatte. Saß er aber einmal fest im Sattel, so mochte ein solches Thier sich bäumen oder Bogensätze und Seitensprünge machen, sich niederwerfen oder durchgehen: immer saß er fest, wie angeleimt im Sattel. Je wilder das Pferd, desto toller war seine Lust; aber hatte er es gebändigt, so jagte er damit so unsinnig und anhaltend in der weiten Ebene herum, bis es an allen Gliedern zitterte oder niederstürzte. — Die edelsten Thiere, wenn sie erhitzt und mit Schaum bedeckt waren, führte er ans Wasser und ließ sie trinken, um sich rühmen zu können, daß er wieder einen braven Gaul zu Tode gejagt habe.

Besonders aber war es seine Hauptlust, mit dem Lasso Stiere zu fangen. Er lernte bald diese an 50 Fuß lange Lederschlinge im vollen Jagen mit derselben Leichtigkeit schwingen wie ein brasilianischer **Pião** *), indem es dabei mehr auf Uebung

---

*) L. Peon — so heißen die halbwilden Bewohner der unermeßlichen Savannen oder Grasebenen in Süd-

und Gewandtheit als Kraft ankommt. So wußte er mit großer Sicherheit die Schlinge jedem Thiere, das er verfolgte, über die Hörner zu werfen, oder einen Fuß desselben damit zu fangen. Da nun das andere Ende der Schlinge am Sattelgurt seines Pferdes befestigt war, und die zu dieser Jagd angewendeten Pferde so abgerichtet sind, daß sie stehen bleiben oder umkehren, sobald der Wurf geschehen ist: so gelang es ihm jedesmal, auch den wildesten Stier zu bändigen und, nachdem er ausgetobt hatte, mit fortzuführen. Nicht selten war der Hof Zeuge einer solchen Jagd, und der Beifall, der ihm dann gezollt wurde, feuerte ihn an zu einer noch größeren Kühnheit.

Besonderes Vergnügen machte ihm die Viehzucht, doch nicht um des Nutzens willen, sondern wegen der wilden Lust des Viehtreibens. Mitten in den ungeheuren Weiderevieren der Ebene von Santa Cruz befinden sich nämlich sogenannte Sartejas oder Pachtgüter der Viehtreiber — das Haus einer solchen Sarteja war mäßig groß, von Lehm erbaut, mit Carreauplatten gedeckt. Betten und Stühle sind dort

---

amerika, die fast ihr ganzes Leben auf den Pferden verbringen, oder mit der Jagd der wilden Stiere und Pferde.

durch Hangematten von ausgespannten Kuhhäuten ersetzt. Statt des Tisches dient der gestampfte Fußboden; einige Töpfe, Tiegel und Pfannen, ein silbernes Waschbecken und mehrere halbe Kürbißflaschen sind die einzigen Geräthschaften dieser Facenda. Hier war Dom Miguel's Lieblingsaufenthalt. Unter den rohen Hirten (Vaqueiros) und mit den auf ihren Fersen sitzenden braunen Mägden trieb er seine rohen Späße. — Jährlich pflegen in eine geräumige Verzäunung aus allen Theilen des Pachtguts die frei herumstreifenden Kühe, Stiere und Kälber zusammengetrieben und auf dem Hinterschenkel mit dem Namenszeichen des Besitzers gebrannt zu werden. — Dieses Brennen mit dem Glüheisen ließ sich Dom Miguel so leicht nicht nehmen. Die Qualen, womit er dann die zusammengedrängten Thiere überraschte, machten ihm Vergnügen. — Besonders mühsam und gefährlich war dagegen das Zusammentreiben der Stiere. Diese Thiere sind so sehr an die Freiheit gewöhnt und so scheu, daß sie, sobald sie den Reiter auf sich zukommen sehen, sich in den Wald stürzen. Nun darf der Reiter nicht versäumen, den Augenblick zu benutzen, um dem Stiere in das durch ihn aufgebrochene Gebüsch zu folgen, sonst würde es

ihm unmöglich sein, mit dem Pferde in das dichte Gewebe von tropischen Pflanzen hineinzudringen, welche der Stier zerreißt. Dabei aber muß sich der Verfolger im vollen Jagen auf die rechte Seite seines Pferdes ganz niederhängen, daß er mit seiner linken Hand den Sattelgurt fassen und mit seiner linken Ferse sich am hintern Sattelbogen festhalten kann — ohne dieses gewandte Manoeuvre würde er in den dichten Baumzweigen hängen bleiben, unter welchen der Stier mit dem ihn verfolgenden Reiter hindurchschlüpfen. Damit ist aber noch nicht Alles geschehen. Der Reiter muß suchen, dem Stier an die Seite zu kommen, sticht ihn dann mit seiner starken Lanze so, daß er im Gebüsch sich wendet, und wirft ihm die **Boletos** *) um die Hinterbeine, worauf das in den Kugelsträngen sich verwickelnde Thier niederstürzt, von den nachfolgenden Vaqueiros überfallen und gebunden wird. Einmal überwältigt, läßt es sich führen,

---

*) Mehrere Kugeln, die aus eingeweichtem Leder, mit Sand gefüllt, bestehen, welche zusammentrocknend so hart wie Stein werden. An jeder derselben befindet sich eine zwei bis drei Fuß lange Schnur von rohem Leder geflochten, welche in einen Knoten vereinigt, mit der Hand über den Kopf geschwungen und dem Thiere um die Beine geworfen werden.

wohin man will. — In dieser Kunst des Viehtreibens hatte es Dom Miguel früh schon zu einer ungemeinen Fertigkeit gebracht.

Einst kam derselbe in seiner tollen Laune auf einen unsinnigen Einfall, der viel Unglück hätte anrichten können. — Dieses Rindvieh, das dort auf der meilenweiten Ebene zu Tausenden umherstreift, ist von der kleinen dunkelbraunen, aber besonders lebhaften und wilden Art, die viel schwerer zu fangen und zu zähmen ist, als die großen schwerfälligen Stiere vom Rio Grande, deren Häute nach Europa ausgeführt werden. Indeß war es doch dem jungen Infanten gelungen, einen solchen Stier zu fangen und am Lasso bis nach dem Schlosse von Santa Cruz zu führen.

Die ganze Kunst einer solchen Führung besteht in der Gewandtheit und Raschheit des Pferdes und der Geistesgegenwart und Geschicklichkeit des Reiters. Sobald nämlich der Stier sich an der Schlinge gefangen fühlt, ist seine erste Bewegung, sich entgegenzustemmen oder zu fliehen; dadurch aber zieht sich die Schlinge immer fester zu — nun stürmt er mit gesenkten Hörnern auf den Reiter zu, und dessen Aufgabe bleibt es alsdann, so schnell zu fliehen, daß der an 50 Fuß lange Lasso immer möglichst

stramm gehalten wird. Will der Stier abweichen von der Verfolgung, so stemmt sich das Pferd des Reiters, an dessen Gurt der Lasso angebunden ist, entgegen, und dieses reizt ihn aufs Neue, so daß das wüthende Thier den Reiter immer wieder verfolgt, bis dahin, wohin er es führen will. So war es Dom Miguel gelungen, verfolgt vom schäumenden Stiere, die offene Veranda des Schlosses zu erreichen, wo eben eine Gesellschaft Damen, größestentheils aus Rio Janeiro, versammelt war, um bei der Prinzeß-Regentin zum Handkuß gelassen zu werden. Diese Veranda ist eine an beiden Seiten offene Galerie zu ebener Erde, deren vordere Wand nur von einer Colonnade mit Jalousieen und einer hohen Balustrade geschlossen war. Indem Dom Miguel auf der einen Seite hineinritt, folgte ihm der Stier mitten in die Damengesellschaft — jetzt durchschnitt er den Lasso und sprengte auf der andern Seite der Galerie wieder hinaus, während der Stier, verwirrt und noch wüthender gemacht durch das kreischende Geschrei der geängstigten Frauenzimmer und ihre wehenden Tücher und Kleider, die Spur seines Feindes verlor und sich gegen diese wendete. Schon waren Mehrere übergerannt und gräßlich beschädigt, als ein junger Mann mit einem breiten kurzen

Schwert, wie es die Matadores bei den Stiergefechten tragen, schnell und gewandt zwischen den offenen Jalousieen über die Balustrade hereinsprang und mit einem sichern Stoß in den Nacken des Stiers denselben todt niederstreckte und damit dem gräulichen Unwesen ein Ende machte. — Höhnisch lachend war Dom Miguel davongesprengt.

Zerrissene Kleider, ohnmächtige Damen und einige nicht sehr gefährliche Verwundungen waren die Folge dieser schmählichen Unbesonnenheit, die vielen angesehenen Damen des Hofes und aus der Stadt hätte das Leben kosten können. Indeß hatte doch der Schreck mehreren derselben schwere Krankheiten zugezogen — Eine war, als Folge dieses Schreckes, an Nervenzufällen gestorben. Dom Pedro war höchst indignirt über diesen Streich seines Bruders. Nachdem er das Nöthige angeordnet hatte, um den Verwundeten zu helfen, erbat er sich eine Audienz von seinem Vater und führte die bitterste Klage über die Bosheit seines Bruders, was Niemand außer ihm gewagt hätte.

Der Regent war aufs Aeußerste entrüstet, diese That war zu empörend, um ihn nicht aus seiner Ruhe aufzuschrecken. Wenn solche phlegmatische Charaktere heftig werden, so ist ihr Zorn in der

Regel fürchterlich. Man wußte, daß in solchen Augenblicken der Regent mit Energie handeln konnte. Die Höflinge seiner nächsten Umgebung zitterten. «Miguel, der Bube» — schrie er — «soll kommen; augenblicklich!» — Dabei griff er nach einem Stock, der in der Ecke stand. Er schien Allerhöchsteigenhändig ein Exempel statuiren zu wollen, wie es seine ganze Regierungsgeschichte noch nicht erlebt hatte. Die Nachricht davon verbreitete sich augenblicklich durch den ganzen Palast. Es war Niemand, der es Dom Miguel nicht gegönnt hätte, und doch war allgemein ein Gefühl verbreitet, als wie die Erwartung vor einem Erdbeben.

Mit dem Angeklagten erschienen zugleich dessen Mutter und der Minister Vicomte von Santarem, der, als mit der Erziehung des Prinzen beauftragt, allerdings Grund hatte, dessen Vertheidigung mit zu übernehmen. Den ersten polternden Zornausbrüchen des Regenten setzten sie ehrerbietiges Schweigen entgegen. Als aber der Monarch Miene machte, den jungen Frevler zu schlagen, der ihn, vertrauend auf den Schutz seiner Mutter, mit einer gewissen Frechheit und nicht ohne einen Zug von Hohn anblickte — nahm Donna Carlotta das Wort.

«Bei der Seele meiner Mutter» — rief sie —

«eine große Heldenthat, eines Regenten von Portugal würdig, ein armes Kind zu schlagen — ein Kind, das das Unglück gehabt hat, von einem wüthenden Stier verfolgt zu werden und in den Schooß seiner Mutter sich retten wollte, ohne zu wissen, daß einige empfindsame Senhoras aus der Residenz sich in der Veranda befanden, die schon ohnmächtig werden, wenn sie nur eine Legoa weit einen Stier brüllen hören.

«Und welches Kind!» — rief der Minister — «ich erkühne mich und es ist meine Pflicht, daran zu erinnern, daß es ein Enkel des hochseligen Königs Karl IV. von Spanien ist — der erste Schlag, den es empfinge, würde den spanischen Hof vor den Kopf stoßen, und was würde dann aus der mit so feiner Politik eingefädelten Doppelheirath....»

«Still — Staatsgeheimnisse dürfen auch nicht um diesen Preis verlautbart werden» — sprach der Regent, indem er den Stock abgab — «die körperliche Züchtigung sei ihm erlassen; allein acht Tage Stubenarrest....»

«Der arme Kleine» — wehklagte die Regentin — «was wird er anfangen während der Zeit? — welche Langeweile wird ihn plagen.»

«Frau Mutter» — sprach Dom Miguel halb-

laut und küßte der Regentin die Hand — «wenn Ew. Hoheit die Gnade haben wollten, mir Ihre weiße Angora-Katze zu überlassen....»

«Sie sollen sie haben, mein Prinzchen, sollen sie haben» — —

«So möchte ich ihr wohl lebend das Fell abziehen — ihr Geschrei würde mir Vergnügen machen!» —

«Barbar — Thierquäler!» — rief der Regent empört — «fort — marsch aus Unsern Augen, und daß sich Keiner unterstehe....»

«Aber der arme Kleine will doch amusirt sein» — sprach die Regentin — «und dann giebt es ja mehr Katzen in der Welt.» —

«Mein Prinz» — so wendete sich der Minister gegen Dom Miguel, der grollend vor sich hinstarrte, und küßte ihm mit einer Kniebeugung die Hand — «Ew. Hoheit haben allerdings einigen Hang zu Thierquälereien, aber ich flehe Ew. Hoheit allerunterthänigst an, in gnädige Erwägung zu ziehen, daß es ja doch auch Geschöpfe Gottes...»

«**Para Deus!**» — rief Donna Carlotta — «wenn Ew. Excellenz doch nur den jungen Prinzen mit den sentimentalen Sentenzen verschonen wollten — «ein Vergnügen muß doch ein so junges

Kind auch haben — besonders wenn es gefangen sitzen soll — das arme Kind!» —

«Ich halte ja auch keine Maîtressen wie mein Bruder Dom Pedro» — rief er und brach vor Bosheit in Thränen aus.

«Still, mein Prinzchen» — tröstete ihn schmeichelnd die Prinzessin — «Sie sollen das Angora-Kätzchen haben und meinen Papagei dazu — Joaquinho soll helfen — sie lebendig zu schinden — — es ist besser — solche Bestie schreit, als ein Prinzchen von Portugal vergießt Thränen.» —

«Was war das mit Dom Pedro?» — fragte der Regent, und man war froh, einen Ableiter für seinen königlichen Zorn gefunden zu haben. —

Nun konnte der Minister Vicomte von Santarem sich die günstige Gelegenheit, dem Thronfolger — der so oft schon seine Pläne durchkreuzt hatte — zu schaden, nicht entgehen lassen. Mit kaum verhehlten Groll bemerkte er: «Leider ist es nur zu gegründet, daß in dem jungen hoffnungsvollen Prinzen die Sinnlichkeit bereits erwacht ist — und daß sein dissoluter Lebenswandel dem frömmsten Hofe der Erde zu einem nicht geringen Aergerniß gereicht.» —

«**Verdadeiro Deus!** — und das sagen Sie

mir erst jetzt?». — rief der Prinz-Regent voll Zorn. —

«Durfte ich es wagen, das ohnehin schon bekümmerte Vaterherz, das an diesem Sohn mit so vieler, vielleicht unverdienter Vorliebe hängt — noch tiefer zu kränken?» —

«Aber auf diesem Sohne beruhen Portugals Hoffnungen, Brasiliens Zukunft.... berichten Sie — was ist das für eine Geschichte.»

«Du mein Himmel» — begann der Minister mit heuchlerischem Wesen — «man ist jung, man hat heißes Blut — — indeß man sollte sich menagiren — in einer so hohen Stellung — so nahe dem frömmsten aller Regenten — doch nicht so öffentlich ein Weltskandal zu geben» — —

«Nur heraus damit, ohne Umschweif....»

«Nun denn — ich wasche meine Hände in Unschuld — — aber eine Witwe hat er entführt mit ihrer Tochter, einen Beamten ausgetrieben aus seiner Wohnung und dort sich einen Harem angelegt, in welchem Mutter und Tochter seine Gunstbezeigungen theilen — man sagt, erzwungen — er halte sie gefangen unter Androhung augenblicklicher Ermordung, im Fall sie sich seinem Willen nicht fügten, den Versuch wagten, zu entfliehen

oder sich nur zu beschweren — was weiß ich davon. Ein undurchdringliches Geheimniß ruht auf dieser Geschichte; ich mag mir daran den Mund nicht verbrennen.» —

«Dom Pedro soll kommen — augenblicklich — und die Maitressen werden durch Wachen vorgeführt!» —

«Prinzchen — mein Söhnchen» — sprach die Regentin zu Dom Miguel — «küssen Sie dem allergnädigsten Herrn Papa die Hand — so, knieen Sie nieder .... schön, mein Söhnchen — — ei, wie das Prinzchen artig ist!» —

Dom Miguel kniete ungraziös nieder und schnappte nach der Hand des Regenten, die dieser ihm abgewendet überließ.

«Nun bessern Sie sich, Infant» — sprach der Regent — «und nun marsch fort — Stubenarrest — acht Tage. — Es bleibt dabei. — Wir werden doch zeigen, daß Wir Energie haben und Herr in Unserem Hause sind — also — acht Tage Stubenarrest.» —

«Und das Angora-Kätzchen und den Papagei» — tröstete die Regentin und klopfte ihm auf die bleiche Wange. —

«Ich habe scharfe Messer» — grinste er und zog sich zurück. —

Dom Pedro trat ein — schön wie ein Gott, aber zürnend — denn er wußte schon, wie man ihn verklagt hatte. In seinem Wesen lag eine bescheidene Entschlossenheit. Sein Blick traf mit Unwillen seine Mutter und mit Verachtung den Minister, der sich tief verneigte, aber doch nicht wagte — dem, wie er hoffte, in Ungnade gefallenen Sohn des Regenten die Hand zu küssen.

Dom Pedro beugte ein Knie vor seinem Vater und griff nach dessen Hand, um sie zu küssen; doch dieser trat einen Schritt zurück und entzog ihm die Hand. Seine Vorliebe für diesen Sohn und einstigen Thronfolger hatte ihm schon längst unter vier Augen das traulichere Du — welches übrigens die Etiquette nicht gestattete — zum Bedürfniß des Herzens gemacht. Seine natürliche Gutmüthigkeit und eben diese Vorliebe war schon im Begriff, dem demüthig vor ihm knieenden schönen Jünglinge zu verzeihen: als ihm noch einfiel, daß dieses, nach den Ausbrüchen seines Zorns, für charakterschwach gehalten werden würde, und

Niemand war eifersüchtiger auf den Ruhm, für einen Monarchen voll Energie und Charakterfestigkeit zu gelten, als eben dieser Monarch, dem Beides fehlte. Er machte sich daher stärker, als er war, und fragte barsch: «Was muß ich hören — was war das? — Vergißt der Thronfolger von Portugal so sehr die Würde seiner hohen Stellung, daß er sich jetzt schon — noch halb Kind — den ärgerlichsten Unzüchtigkeiten überläßt!» —

«Hoheit — mein allergnädigster Herr Vater — es würde ein Leichtes sein, mich zu rechtfertigen; allein dieses kann nur in meiner Wohnung geschehen — und in einer Privataudienz, wo intriguante Menschen sich nicht zwischen die Herzen des Vaters und des Sohns legen dürfen.»

«Es verstößt zwar gegen die Etiquette» — sprach der Prinz-Regent — «daß ein Beherrscher von Portugal seinem Sohn einen Besuch abstattet; allein in Betracht, daß die Saison auf dem Lande mehr Freiheit gestattet, und daß dieser Besuch mehr einen inquisitorischen als einen ceremoniellen Charakter tragen wird, sei es gewährt.»

In diesem Augenblick rapportirte der Hauptmann von der Wache, daß die Damen in der Wohnung des Prinzen nirgends zu finden sein.

«Sie werden sich in ihr geheimes Versteck zurückgezogen haben, aber sich Ew. Majestät zu Füßen werfen» — sprach Dom Pedro — «und durch ein stummes Zeichen lauter für ihre Rechtfertigung reden, als durch den beredtesten Advokaten möglich sein würde.»

Der Regent folgte in seine Behausung. Die Damen kamen aus ihrem Versteck hervor und knieten nieder. Die ältere hielt ihm den wohlbekannten Rosenkranz entgegen; — ein tiefes Schweigen herrschte eine Minute lang.

«Wie?» — rief der Regent — «vollzieht man so meine Befehle? — ist der Graf von Lavradio noch nicht frei?» —

«Im Gegentheil» — sprach Dom Pedro — «nach heute eingegangenen Nachrichten war allerdings der Befehl an den Gouverneur von Minas Geraes ertheilt, den Grafen zu entlassen, und dieser war unmittelbar darauf abgereist, um sich nach Rio Janeiro zu seiner Familie zu begeben; allein auf dieser Reise ist er von einem Commando königlicher Miliz verhaftet und Niemand weiß wohin geführt — ob ermordet oder in irgend ein andres Gefängniß ....?»

«Das ist abscheulich!» — rief er aus —

«**verdadeiro Deus!** — das ist eine Intrigue von Unserer Gemahlin — aber was läßt sich dagegen machen? — Wird sie es bekennen, wenn Wir drohen mit Unserer allerhöchsten Ungnade? — Wie? hat sie nicht Unsere Gnade schon längst verscherzt? — Und unser Minister — und der Militaircommandant — werden sie ihre Mitwissenschaft bekennen? — — Und warum sind die Damen nicht offen an meinem Hofe erschienen? — warum in dieser Verkleidung, die sie der Ansprüche ihres hohen Ranges beraubt? — warum haben sie sich Unserem Sohn, dem Prinzen Dom Pedro, in die Arme geworfen? — wie?» —

«Nicht in meine Arme» — rief der junge Prinz lebhaft — «sondern unter meinen Schutz — und Geheimniß war nothwendig, um die Unglücklichen gegen die Nachstellungen meiner Mutter zu sichern — deren Drohungen man gehört hat. — O bitterer Schmerz — daß ich, der Sohn, meine leibliche Mutter solcher Unwürdigkeit anklagen muß! — Allein das Leben dieser Leidenden steht in Gefahr, wenn irgend Jemand ihre Anwesenheit am Hoflager ahnt; und meine Rechtfertigung machte es unvermeidlich, diese Klage zu führen.»

Der Regent zuckte mit den Achseln, und bei

seiner gewohnten Verschlossenheit unterdrückte er jede Aeußerung des empörten Gefühls über diese Mittheilung.

«Wir beklagen» — sprach er nach einer Pause — «den Zufall, der Unsere besten Absichten vereitelt hat. Offen kann nichts geschehen, da Jeder begreifen wird, daß es Unserer Würde nicht geziemen dürfte, dieserhalb Unsere Gemahlin zu compromittiren, so wenig es dem Interesse des Staats und Unserem eigenen entsprechen dürfte, wegen einer solchen Privatsache Unsern Minister vor den Kopf zu stoßen. Doch sein Sie fest überzeugt — Senhoras — unter der Hand wird Alles geschehen, diese Intrigue zu demaskiren und Ihnen den Grafen zurückzugeben. In diesem Falle aber rathen Wir, sich unter britischen Schutz zu begeben — denn Sie sehen, Wir sind nicht der allwissende Gott!» —

So blieb das süße Verhältniß Dom Pedro's zu der reizenden Mariaquinha noch einige Monate ungestört. Der Hof kehrte nach Rio Janeiro zurück, und Dom Pedro miethete in dem — damals erst zur Vorstadt erhobenen — Dorfe Mata porcos eine reizend belegene Quinta, welche die Condeça und ihre Tochter bezog, und dort besuchte sie Dom

Pedro jeden Abend, oft auch des Morgens früh mit Sonnenaufgang — wenn man in den heißen Ländern aufzustehen pflegt. — Dann saßen Beide entzückt unter der Veranda des Landhauses, umgeben von den zartesten Tropengewächsen, und Dom Pedro spielte die Guitarre und sang dazu schmelzende Modinhas — oder begleitete ihren Wechselgesang in der Sala des Hauses auf dem Fortepiano, das er meisterhaft spielte. — Die Condeça war schwach genug, diesem süßen Liebestraum ihres Kindes kein Verbot in den Weg zu legen, obgleich sie wohl ahnte, daß das Erwachen daraus furchtbar sein werde.

Doch es wird Zeit, den Ereignissen am Hofe zu folgen.

Zehnte Aufzeichnung.

Erhebung Brasiliens zum Königreiche. — Dom Pedro erhält den Titel eines Prinzen von Brasilien. — Eifersucht und Intriguen der Minister gegen den Thronfolger. — Erwecktes Mißtrauen des Regenten gegen ihn. — Dom Pedro's gehaltenes Benehmen. — Das Geheimniß seiner Liebe. — Drohende Vermählungspläne. — Vermählung der Infantinnen: Donna Maria Isabella mit dem Könige Ferdinand VII. von Spanien, und Donna Maria Francisca mit dem Infanten Don Carlos von Spanien. — Festlichkeiten. — Stiergefecht. — Allegorisches Turnier. — Theater. — Kirchenwesen. — Frohnleichnamsfest. — Neuer Glanz der königl. Hofhaltung. —

Durch ein Decret vom 17. December 1815, das aber am Tage vorher datirt war, erhob der Regent Brasilien zum Range eines Königreichs und gab seinen Staaten den hochtrabenden Namen: Vereinigte Königreiche von Portugal, Brasilien und Algarbien ꝛc. — Zugleich gab er seinem Sohne, dem künftigen Thronfolger Dom Pedro von Alcantara, den Titel eines königlichen Prinzen von Brasilien. In einer feierlichen Audienz wurde

ihm dieses eröffnet, und die Antwort des siebzehnjährigen Prinzen bleibt historisch-denkwürdig als ein Beweis seines Geistes und seiner classischen Bildung.

«Die Nachwelt» — sprach er zu seinem Vater — «die unsterbliche Nachwelt, welche selbst die Könige nicht verschont, wird in Ihrer Majestät eine Menge moralischer und politischer Aehnlichkeiten mit dem Helden der Aeneide finden; wie Aeneas hat Ihre Majestät, nach einer langen Seefahrt, den Grund zu einem Staate gelegt, welcher einst der erste in der Welt sein muß; wie Aeneas wird Ew. Majestät als Muster der Söhne und der Könige gepriesen werden.»

Diese rosige Ansicht von der Zukunft Brasiliens war nur der Ausdruck seiner feurigsten Wünsche für das Heil des Landes — so wie die zu günstige Meinung von den Regententugenden seines Vaters, welche die Nachwelt nicht theilt: möge die Schmeichelei, die darin liegt, als Beweis seiner kindlichen Pietät Nachsicht finden. In der That aber hatte weder Brasilien noch Portugal Ursache, mit diesem neuen Aeneas besonders zufrieden zu sein.

Brasilien erntete allerdings einige Vortheile durch den Zufluß so vieler tausend Fremden und

der damit erwachenden neuen Gewerbsthätigkeit. Seine Häfen waren den Schiffen aller Nationen geöffnet und die Producte des Auslandes wurden dadurch wohlfeiler, als früher der Fall sein konnte, wie noch der Colonialzwang Brasilien nöthigte, jedes Bedürfniß aus Portugal zu beziehen. Allein der Handel der brasilianischen Kaufleute gewann damit nichts. Alle Handelsgeschäfte befanden sich in den Händen der Engländer, und da wegen Mangel an fahrbaren Straßen und überall schlechter Verwaltung die Ausfuhr der Landesproducte aus Brasilien nur sehr gering war, so gingen alle die ungeheuren Summen, welche der Hof aus Portugal bezog, wieder in die Hände der durch Handelstractate besonders begünstigten Engländer über. — In Portugal war die Verwaltung durch die ungeheuersten Anmaßungen des Lords Beresford, seines Heeres und der Schaaren von mit ihm eingewanderten Glücksrittern gelähmt. Alle Einkünfte von den unermeßlichen Gütern der königlichen Familie gingen nach Brasilien. Jeden Augenblick gab man von dort aus Anweisungen auf den Schatz des unglücklichen Portugals, das noch außerdem Truppen und Matrosen nach Brasilien senden mußte. Das Mutterland verarmte

auf eine schreckbare Weise, alle Quellen des Nationalreichthums versiegten, Portugal ging seiner Vernichtung entgegen, ohne daß dadurch die Colonie, welche seine Herrin geworden war, dauernd an Wohlfahrt gewann.

Riesenpläne, eben so thöricht als kostspielig, verriethen eben so sehr die Kopflosigkeit der Minister als ihre Unfähigkeit und Eitelkeit. Die Ausführung solcher Pläne gerieth ins Stocken, wenn sie die ungeheuersten Summen gekostet hatten. So z. B. nahm man ein ganzes pariser Institut in Sold, um die schönen Künste anzubauen, wo auch das Dringendste nicht geschah, was die materielle Wohlfahrt des Landes forderte.

Es wurde von der Regierung eine Bank von Brasilien errichtet, die genau betrachtet nichts anderes war, als ein gewandtes Verfahren, Papiergeld ausgeben zu können — das bald 40 Procent an Nennwerth verlor — und alles baare Geld in den königlichen Schatz zu ziehen. Mehrere directe Auflagen wurden nun auch den bis dahin völlig abgabenfreien Brasilianern auferlegt und erregten allgemeine Verstimmung gegen den Hof. Die dünngesäte Bevölkerung dieses ungeheuren Reichs stand gar nicht im Verhältniß mit den Schaaren

von Tausenden königlicher Diener und Pensionirter, welche den Hof nach Brasilien begleitet und bei aller Knauserei und Aermlichkeit im engeren Haushalt des Regenten doch eine so unsinnige und unnatürliche Verschwendung der Staatsrevenüen zur Folge hatten, die allein schon hingereicht hätte, das Finanzwesen eines Staats zu zerrütten. — Dazu kam nun noch die über alle Beschreibung schlechte Verwaltung, die Unvorsichtigkeit und Unrechtlichkeit der Minister dieses charakterschwachen unentschlossenen Fürsten — die wie ein Fluch des Verhängnisses auf den beiden unglücklichen Ländern lag, welche durch die herrlichsten Naturgaben und die günstigste Lage von der Vorsehung die Bestimmung empfangen zu haben scheinen, die glücklichsten der Erde zu werden.

Solche Minister mußten wohl mit einer grimmigen Eifersucht das immer wachsende Vertrauen des Regenten in die Einsichten seines edlen Sohns beobachten. Sie fingen nun an, leise und vorsichtig ihn in der Meinung seines Vaters zu verdächtigen, als strebe der Prinz, der sich nicht selten, vom edlen Unwillen hingerissen, ein freimüthiges Wort erlaubt hatte — nach der Alleinherrschaft oder wenigstens Mitregentschaft, und das lange

Leben seines Vaters stehe seinen hochfliegenden Plänen im Wege. Lasse man daher seiner unverkennbaren Neigung zur Herrschsucht zu früh die Zügel schießen, so sei am Ende gar eine gewaltsame Entthronung zu besorgen — ein Verbrechen, das nur eines Anstoßes bedürfe, um zum gefährlichsten Ausbruch zu kommen; denn der Augenschein lehre, wie sehr der Prinz im Volke beliebt sei und wie viele Elemente der Unzufriedenheit und jacobinischer Freisinnigkeit dort herrschten; selbst der Prinz theile solche revolutionnaire Gesinnungen, welche die Grundfesten eines jeden Staats erschüttern müßten.

Solche Insinuationen kamen von allen Seiten, oft so verblümt, so wie unabsichtlich hingeworfen, oder in Lobeserhebungen des Prinzen gehüllt, daß der Regent die bösliche Absicht nicht ahnte und überall nur den treusten Diensteifer solcher falschen Freunde sah, welche ihn gegen Gefahren warnten, die nicht existirten, aber doch in der ängstlichen und mißtrauischen Gemüthsart des Regenten nur zu leichten Anklang fanden.

Die Folge davon war eine auffallende Kälte, die in den Gesinnungen des Regenten gegen seinen Sohn Dom Pedro bald bemerklich wurde. Und so genügte es denn oft schon, daß dieser eine Sache

oder Person empfahl, um ihr zu schaden. Die Minister aber und die Höflinge aus der nächsten Umgebung des Regenten verheimlichten ihre Freude über das Gelingen ihrer niedrigen Ränke nicht länger und bei jeder Gelegenheit ließen sie dem Prinzen fühlen, daß sie im Rathe des Fürsten mehr galten als er. Sie verweigerten ihm auch die geringsten Dienste und versagten ihm Wünsche, die nur auf das Unentbehrlichste gerichtet waren.

Dom Pedro kannte die boshaften Ränke der Räthe seines Vaters. Doch ertrug er mit Würde und großartiger Ruhe die schmählichste Behandlung derselben. Er hatte im Stillen Beweise gesammelt, um jene Minister mit einem Schlage stürzen zu können. Allein er schwieg, um seinen kränklichen und ängstlichen Vater nicht noch mehr zu beunruhigen. Ohnehin mochte er sich umschauen in den Schaaren seiner Höflinge — er fand keine bessern, die sich zu Stellen von so großer Verantwortlichkeit geeignet hätten. — Da er einsah, daß er jede Sache durch seine Einmischung nur schlimmer machte, so gewann er es über sich, in Gegenwart seines Vaters sich zu stellen, als ob er von den geheimen Entwürfen und Triebfedern der Minister nichts wüßte. Sobald er sie aber allein

traf, ließ er sie seine tiefste Verachtung fühlen und suchte sie zu demüthigen mit allem Stolz, wozu ihn sein hoher Rang berechtigte. Oft äußerte er sich beißend genug über die Schmeichlerbrut, von welcher die Paläste der Könige wimmelten und die das Mark des Landes verzehrte.

Daß unter solchen Verhältnissen die Sache des unglücklichen Grafen von Lavradio nicht gefördert wurde, läßt sich glauben. In der That waren auch alle Bemühungen Dom Pedro's vergeblich, das Geringste über seinen Aufenthalt zu erfahren. Einige Male hatte er gewagt, seinen Vater daran zu erinnern, aber dieser nahm es übel und verbat sich am Ende alle Zudringlichkeiten in einer Sache, in welcher er ja doch nicht helfen konnte.

Seine Herzensangelegenheit erlitt dadurch viele Bekümmerniß. Er sah den nagenden Kummer auf den schönen bleichen Gesichtszügen der Donna Eleonora, die schon nicht mehr wagte, ihn um den Erfolg seiner Bemühungen zu befragen; und in Mariaquinha's blauen Augen, die oft thränenfeucht waren, glaubte er einen stillen Vorwurf zu lesen, und doch war es wohl nur mehr der Gram ihrer Mutter, der mit aller Macht der Sympathie eines jungen Gemüths auf sie eingewirkt hatte, als der

eigene Schmerz, den sie in ihrem stillen Liebesglück wohl nicht fühlen konnte.

Alle Sorge Dom Pedro's ging jetzt dahin, das Geheimniß seiner Liebe in den dichtesten Schleier zu hüllen und zu verhindern, daß mindestens die Regentin nichts erfuhr von der Anwesenheit der Condeça und ihrer Tochter — da selbst unter günstigeren Umständen sein Einfluß nicht hingereicht haben würde, diese edle Frau gegen die Heimtücke seiner Mutter zu schützen.

Zu dem Allen kam noch die Andeutung von Vermählungsplänen für ihn, die im Cabinet von Rio de Janeiro geheimnißvoll mit den fremden Gesandten verhandelt wurden.

In einer Zeit, wo Napoleons Stern schon untergegangen war, von allen Thronen Europas die Napoleoniden vertrieben waren, und in Frankreich wie in Spanien, in Genua und Neapel, in den italienischen Fürstenthümern wie in den deutschen die alten Dynastieen wieder unter großen Hoffnungen ihrer Völker die Throne ihrer Väter bestiegen hatten, war in die Diplomatie ein ungewöhnlich reges, aber sehr geheimnißvolles Leben gefahren; überall suchte man große Familienverbindungen zu knüpfen, um das durch Napoleons

Gewaltherrschaft so tief erschütterte monarchische Princip wieder festzustellen.

So hatten die großen Souveraine Europas den Hof von Rio Janeiro mit ihren Gesandten beschickt, und dieser hielt wieder kostbare Gesandschaften an allen bedeutenden Höfen — allein drei außerordentliche Botschafter und Geschäftsträger auf dem wiener Congreß. — Zu Wien war der brasilianische Gesandte Marquis von Marialva besonders thätig im Interesse seines Souverains. — Bald zeigte man am Hofe von Rio Janeiro das wunderschöne Bildniß der jungen Kaiserstochter, Erzherzogin Leopoldine, und der Prinz Dom Pedro erhielt durch den Oberkammerherrn Befehl, einem geschickten französischen Miniaturmaler zu sitzen — ohne jedoch ihm den Zweck der Anfertigung eines solchen Bildes zu eröffnen.

Nun war es am Hofe kein Geheimniß mehr, daß eine Vermählung des Thronfolgers mit der genannten östreichischen Prinzessin projectirt werde, und auch für Dom Pedro konnte dieses Gerücht kein Geheimniß bleiben. Man mag leicht denken, wie sehr es ihn beunruhigte. Noch hatte Niemand mit ihm direct darüber gesprochen, und der kalte abgeschlossene Ernst seines Vaters nahm ihm den

Muth, sich selbst gegen ihn darüber zu erklären. — Es war offenbar dieses Heirathsproject eine Sache der Politik, bei welcher die Eitelkeit der Minister und der Stolz der Regentin nicht ohne Einfluß gewesen war.

Schon nach dem Gebrauch, der in allen vornehmen portugiesischen Familien herrschte, mußte nichts überflüssiger erscheinen, als die Zustimmung des Sohns oder der Tochter, die man vermählen wollte, eher zu erlangen, als in dem Augenblick, wo die feierliche Verlobung geschehen sollte — bei der politischen Mariage eines Prinzen hielt man vollends diese Zustimmung für eine leere Formalität. Im Grunde fürchtete man auch Dom Pedro's Unabhängigkeitsgefühl und sein entschlossenes Auftreten. Am wenigsten konnte der Regent sich dazu entschließen, über eine so delicate Sache mit ihm zu reden; auf der einen Seite fehlte ihm das Gemüth, das erforderlich war, ihm eine solche Sache ans Herz zu legen; auf der andern die Energie, um seiner Weigerung den gehörigen Nachdruck entgegenzusetzen.

Einem so entschlossenen Charakter wie Dom Pedro mußte aber nichts drückender sein als eben die Ungewißheit über seine Zukunft. Er war zu

klug, um nicht einzusehen, daß er als künftiger Souverain dreier Königreiche allerdings die Verpflichtung hatte, der höheren Politik ein Opfer zu bringen, und doch war er zu leidenschaftlich, um so leicht sich entschließen zu können, diese Liebe aufzugeben, was ohnehin nach seiner Ueberzeugung eine Unmöglichkeit gewesen sein würde. Auch ertrug sein edles Herz den Gedanken nicht, dieses, mit der innigsten Liebe ihm anhangende Mädchen durch sein Zurückziehen unglücklich zu machen. In seiner damals noch unschuldigen Seele stieg die Idee gar nicht auf, neben der Gemahlin noch eine Geliebte zu erhalten, und obgleich der bigotte Hof Dom João's VI. hundert Beispiele dieser Art geben mochte, so würde doch sein reiner Sinn eine solche Unwürdigkeit mit erröthender Stirn verworfen haben.

Durch Betrachtungen dieser Art gewann sein ganzes Wesen einen Ausdruck von milder Schwermuth, welche den schönen kräftigen Jüngling, mit der freien Stirn und dem offenen feurigen Auge, nur noch interessanter machte. Aber diese Wolke von Wehmuth, die er vergebens sich bemühte seiner Geliebten zu verbergen, wirkte wie ein tiefes Weh auf ihr zartfühlendes Gemüth, und so gewann

ihre jugendliche Liebe einen Anhauch von Schmerz, der ihr allmälig die Tiefe des Gefühls gab, die sonst der ersten sorglosen Jugendliebe zu fehlen pflegt.

In jene Tage fiel ein Familienereigniß, welches das nur leise erst angeregte Heirathsproject für Dom Pedro noch für einige Zeit in den Hintergrund schob. Es war die Doppelvermählung der schönen Infantin Maria Isabella*) mit dem Könige von Spanien, Don Fernando VII., und der liebenswürdigen jungen Infantin Maria Francisca**) mit Don Carlos***), Bruder dieses Königs von Spanien, mit dem er schon damals in gespannten Verhältnissen lebte, weshalb er sich am portugiesischen Hofe aufhielt und diesen nach Brasilien begleitete. Diese doppelte Verbindung war ein Project der intriguanten Donna Carlotta Joaquina, die solche schon eingefädelt hatte, als Napoleons

---

*) Geboren den 19. Mai 1797.

**) Geb. den 12. April 1800.

***) Derselbe, der jetzt durch den Thronstreit in Spanien das Feuer des Bürgerkriegs ernährt.

Machtspruch: das Haus Bourbon hat aufgehört zu regieren, noch in voller Wirksamkeit war. Ihre ausschweifende Phantasie dachte dadurch sich selbst, als spanischer Prinzessin, und ihrer Familie die Herrschaft über die spanischen Besitzungen in Amerika zu verschaffen und so ganz Südamerika in ein einziges Reich zu verwandeln.

Donna Maria Isabella hatte die feinsten und regelmäßigsten Gesichtszüge, die ihr Bild zu dem schönsten machten, das man nur sehen kann; allein es lag eine so strenge Kälte in ihrem Wesen, daß diese Züge wie aus cararischem Marmor gebildet erschienen. Dabei beobachtete sie streng und pünktlich alle kirchlichen Gebräuche ihrer Religion und sprach, außer mit den Gliedern ihrer Familie, mit Niemandem als mit ihrem Beichtvater. Auch gegen Jene war sie sehr verschlossen, und Niemand vermochte zu ergründen, ob ihr die Bestimmung, Königin von Spanien zu werden, angenehm war oder nicht.

Auch Don Carlos hatte etwas Ernstes und Gesetztes in seinem Wesen, und obgleich er nicht häßlich, sondern ein schlanker wohlgemachter Mann war, den die Sonne Brasiliens schon stark gebräunt hatte, so war er doch kalt und unthei-

nehmend, geistlos und uninteressant. Niemand glaubte nur an die Möglichkeit, daß er der jungen feurigen Donna Maria Francisca aus wahrer Zuneigung die Hand gegeben haben könne. Man hielt ihn gar keines Gefühls für fähig und würde weit eher die kalte Isabella für eine passende Gemahlin für ihn gehalten haben; allein genauer Unterrichtete wollten wissen, daß er allerdings eine tiefe Leidenschaft für seine junge Braut gefaßt habe, doch nur zu sehr durch Etiquette und Stolz gewöhnt sei, jedes Gefühl in seinem Innern zu verbergen, um selbst seiner jungen Gemahlin die Zuneigung nicht zu verrathen, die er wirklich für sie empfand. Diese war damals erst funfzehn Jahre alt, zwar vollkommen ausgewachsen, aber noch sehr kindlich in ihrem ganzen Wesen. Sie machte gegen ihre vertrauten Dienerinnen gar kein Hehl daraus, daß ihr der steife Don Carlos — der ein Bruder ihrer Mutter, also ihr Oheim war — nicht gefalle; gleichwohl freute sie sich darauf, aus der strengen Zucht ihrer Oberhofmeisterin fortzukommen, und dachte nicht daran, daß die spanische Grandezza des Infanten ihr neue Fesseln der Convenienz und Etiquette anlegen würde. —

So war die ganze Vermählungsfeierlichkeit dieses

Doppelpaares nichts geworden als ein leeres Schauspiel, an welchem die Herzen, selbst der Unterthanen, wenig Theil nahmen.

Um jedoch diese Doppelheirath mit allem Glanz des neuen brasilianischen Hofes zu feiern, waren große Vorbereitungen getroffen, die aber alle mehr oder weniger nach dem kleinlichen, fast kindischen Geist schmeckten, der dieses ganze Hofwesen durchdrang.

Es wurde nämlich der Versuch gemacht, einige von den grausamen Schauspielen zu Stande zu bringen, welche die Portugiesen, besonders aber die Spanier, so sehr lieben. Das Stiergefecht war in Brasilien noch gar nicht bekannt; nun sollte die staunende Bevölkerung, die im Ganzen viel weniger blutdürstig ist als die von Portugal und Spanien, lernen, ein Vergnügen am Blutvergießen zu empfinden, das ihr bis dahin fremd gewesen war. Es wurde also ein runder Platz als Arena geebnet und mit einem Amphitheater von Sitzen umgeben, welche sich den abgesonderten Logen für den Hof und das diplomatische Corps gegenüber befanden. Wilde Stiere waren eingefangen, und Picadores und Matadores, die sich in Lisbôa Ruhm erworben hatten im kunstgemäßen Stiergefecht, hatte man

mit großen Kosten aus Portugal kommen lassen. Die Gerüste des Amphitheaters und alle Balcons und Dächer der nach dem Schauplatz hinausliegenden Häuser waren mit Menschen angefüllt. Der Hof erschien im höchsten Glanze, die Damen strahlend von Diamanten, Blumen, Smaragdkäfern und Paradiesvogelfedern im schwarzen, meist struppigen oder schlecht gelockten Haar. — Aller Erwartungen waren aufs Höchste gespannt — aber die Stiere waren furchtsam, kraftlos und nicht in Wuth zu bringen; schon ihre kleine Race machte die Sache lächerlich. Unter dem spottenden Zuruf und Unwillengeschrei der Menge endete das ganze Schauspiel mit einer gemeinen Schlächterscene und wurde zum Heil für Brasiliens Civilisation nicht wiederholt. —

Darauf folgte in demselben Amphitheater eine klägliche Nachahmung der alten Turniere. Es waren dabei Holzpuppen in Lebensgröße an den Schranken aufgestellt, deren Schwerpunkt so eingerichtet war, daß sie bei dem leisesten Anstoß mit der Lanze der vorübergaloppirenden Ritter umfielen und sich selbst wieder aufrichteten. Es war eine Belustigung für kleine und große Kinder, die gewaltig lachten bei solchen Burzelbäumen. Was

mögen die fremden Gesandten auf ihrer Tribune gedacht haben, die, an europäische Cultur gewöhnt, solche kindische und geschmacklose Spiele nur mit einem mitleidigen Lächeln betrachtet haben konnten. Ja noch mehr — man hatte, um dem Regenten zu schmeicheln, den längst veralteten Geschmack an der Allegorie wieder angewendet. Der Genius von Brasilien erschien — ein als Indianer verkleideter Mensch, dessen hölzernes Pferd Dampf aus den Nüstern blies. Einige hölzerne Forts waren errichtet, die nach einem Scheingefecht von portugiesischen Soldaten erstürmt wurden. Sie sollten den seit drei Jahrhunderten schon schlafenden Waffenruhm des portugiesischen Namens sinnbildlich darstellen. Eine Zusammenstellung der verschiedenen Trachten von Nationen aller Welttheile sollte die Macht des Regenten von Portugal und Brasilien repräsentiren. Man sah hier geputzte Europäer im altfranzösischen Costüm, Asiaten im Turban und Kaftan, Indianer im bunten Federschmuck, Afrikaner wie Paviane gekleidet, mit Moos statt der Haare — trotz den besten modernen Affenspielern ihre Sprünge machen. Jede dieser geschmacklos costümirten Nationen stellte ihre Hauptbelustigungen vor; alle vereinigten sich dahin, dem Monarchen

zu schmeicheln, auf dessen Befehl und Kosten doch diese Festlichkeiten veranstaltet waren. — Der Hof erschien dabei so kalt und steif, daß man oft nicht wußte, ob man lebende Menschen oder Holzpuppen in der königlichen Loge sah.

Eben so jämmerlich war das Theater, ungeachtet es seit der Anwesenheit des Hofes einigen Aufschwung genommen hatte; der Regent zeigte viel Vorliebe dafür und hatte große Summen auf die prachtvolle Einrichtung der Bühne und die Herbeiziehung von Schauspielern und Sängern aus Europa verwendet; die Damen von Rio Janeiro, die in ihrer früheren Zurückgezogenheit niemals wagen durften, öffentlich zu erscheinen, verherrlichten jetzt durch den Juwelenglanz ihrer übrigens höchst geschmacklosen Toilette die glänzend erleuchteten Reihen der Logen. Eine gut eingespielte Capelle unter dem berühmten Capellmeister Neukomm trug dazu bei, der glänzenden Scene Leben und Wärme zu geben, und doch fühlte sich der gebildete Europäer hier überall zurückgestoßen durch einen Ungeschmack und einen Ausdruck des Unvollendeten und Flitterprunks, womit die Darstellung selbst nicht versöhnen konnte; denn diese war unter aller Kritik erbärmlich. Sententiöse Moralspiele,

waren die Dramen mit Allegorien durchwebt, die ungeschickte Complimente für den Regenten enthalten sollten. Das Spiel selbst war eckig, mit falschem Pathos, die Stimmen dünn, die Garderobe prächtig, aber geschmacklos. — Das merkwürdigste Schauspiel blieb die königliche Familie, die sich hinter den rothen Vorhängen der, der Bühne gegenüberliegenden, durch alle Etagen der Logenreihen durchgehenden, Hofloge so rangirt hatten, daß, als nach vorhergegangenem Klingeln dieser Vorhang zurückflog, die allerhöchsten Herrschaften wie Orgelpfeifen aufgestellt zu sehen waren — der Regent mit seiner Gemahlin in der Mitte, Don Carlos mit seiner jungen Gattin und die par procuration dem Könige von Spanien angetraute Donna Maria Isabella an beiden Seiten, dann der Prinz Dom Pedro, der Infant Dom Miguel, die drei jüngeren Prinzessinnen und die beiden alten Damen, Schwägerin und Tante des Regenten; — alle mit Diamanten bedeckt, zum Theil geschminkt und gepudert, glichen sie einer Reihe von Gypspagoden, von welchen der Regent allein auf die Acclamationen des Publicums sich verneigte, während die Uebrigen stocksteif stehen blieben, da es gegen die Etiquette gewesen sein würde, die Vivas auf irgend

jemand Anderen als auf den Monarchen selbst zu beziehen.

Zu diesem theatralischen Schaugepränge kamen noch die kirchlichen Feierlichkeiten. — Der Regent hatte viel gethan, um das in Brasilien so tief gesunkene Ansehen der Kirche zu heben. Ein päpstlicher Nuncius hatte auf seinen Wunsch sich nach Rio Janeiro begeben; ein Bischof war ernannt worden, der im Lande umherreiste und mit regem Eifer, aber einer achtbaren Toleranz überall nur Gutes wirkte. Die Priester der königlichen Capelle waren im Range den Monsenhores von Lissabon gleichgestellt, hatten auch dasselbe violettseidene Ornat erhalten. Die Zahl der weltlichen Geistlichkeit wurde vermehrt und ihr in der That armseliger Gehalt verbessert; zugleich wurde aber auch mit Ernst und Strenge auf die Sittenreinheit der in der Achtung des Volks so tief gesunkenen Weltpriester gehalten. Die Kirchen wurden wieder besucht, gereinigt und geschmückt, und neue Kirchen erhoben sich auf den schönsten Höhen des Landes. Glocken wurden eingeführt, die man früher in Brasilien wenig gekannt hatte, und die britischen

Unterthanen, Juden und Neger, die bisher wie das Vieh eingescharrt wurden, wo sich eben Platz fand, erhielten ihre geweihten Begräbnißplätze außerhalb der Stadt angewiesen. Die Klöster — welche bis dahin oft die geheimen Asyle der Liederlichkeit gewesen waren — wurden unter strenge Zucht genommen und der Zutritt zum Klosterleben erschwert. Priester von anerkannt schlechtem Rufe wurden von ihren Stellen entfernt, und der völlig verschwunden gewesene Anstand herrschte wieder in ihrem Privatleben, wie bei den religiösen Festen.

Mit großer Freigebigkeit hatte der Regent die Kirchen mit Bildern und kostbaren Meßgewändern, Juwelen und silbernen und goldenen Geräthen beschenkt. Die Prinzessinnen selbst stickten mit eigenen hohen Händen prächtige Kirchenfahnen, und so gewannen auch die Processionen einen Glanz und eine Feierlichkeit, welche die leichtsinnigen Brasilianer nie zuvor gekannt hatten. Bei jeder Procession sowohl, als in den Kirchen, sah man Gold und Silber, Edelsteine und köstliche Gewänder glänzen; Seide und Goldstoffe, Palmenzweige und Lorbeeren gaben solchen Ceremonien Glanz und Würde. Dieses Schaugepränge befriedigte das Auge; aber auch Weihrauchdüfte und die Modulationen eines

trefflich dirigirten und gutbesetzten Orchesters wirkten berauschend auf alle Sinne. Der Gottesdienst wurde häufiger gehalten, aber nicht wie früher in der Nacht oder in den frühesten Morgenstunden — wo die Messen als Stelldichein für Liebende benutzt wurden — sondern an passenden Tagesstunden. Die Processionen der Hostie erschienen selten, aber mit desto größerem Pompe. Fromme Brüderschaften wurden gestiftet und verherrlichten die Processionen; selbst Neger erhielten die Erlaubniß, ein Ordenskleid anzuziehen, einen silbernen Stab zu tragen und mit dem Adel des Himmels und der Erde — Fürsten und Priestern — öffentlich in frommer Andacht einherzuwandeln.

Unter solchen günstigen Anzeichen einer neu erwachenden religiösen Stimmung des Volks war der Frohnleichnamstag des Jahres 1816 herangekommen. Es lag eine doppelte Veranlassung vor, dieses bedeutendste aller katholischen Kirchenfeste recht feierlich und glänzend zu begehen. Ein großes erschütterndes Ereigniß hatte sich zugetragen. Die unglückliche Königin Donna Maria I. war aus ihrer langen Geistesnacht in das ewige Himmelslicht übergegangen: am 16. März 1816 hatte sie ihre frommen, lebensmüden Augen geschlossen, und

an demselben Tage hatte der Regent den Titel eines Königs angenommen.

Dieses doppelte Ereigniß sollte jetzt durch ein großes allgemeines Kirchenfest seine religiöse Weihe empfangen, und Brasilien, das bisher sich frei erhalten hatte von den Einflüssen einer herrschsüchtigen Hierarchie, sollte nun mit aller Macht der Phantasie dafür gewonnen werden. —

Das Volk sah den Heiland als Kind mit der äußersten Pracht nach Aegypten führen, von Prinzen und Großen, Laien und Klerus begleitet. Das gesammte Militair diente dem Jesuskinde als Leibwache. Der höchste Priester — der Erzbischof von Brasilien, in Goldstoffe und Purpur gekleidet, mit der von Diamanten strahlenden Mitra auf dem Kopfe — ein ehrwürdiger Greis mit weißem Barte, unter einem seidenen Thronhimmel, den sechs Domherren trugen, einherschreitend, hatte die von Brillanten strahlende Sonne vor der Brust, welche den Leib des Herrn umschloß; — den König — den seine Unterthanen für den größesten Monarchen der Erde halten — sah das Volk demüthig einherschreiten neben dem Hohenpriester, die geweihte Kerze tragend — welch ein Symbol geistlicher und weltlicher Macht — die Repräsentanten des

Himmels und der Erde im engsten Verein — vor welchen alles Volk die Kniee zu beugen gewohnt war. — Dazu das Geläut aller Glocken, der Donner aller Kanonen von den zahlreichen Forts und Schiffen im Hafen, das Wehen der Flaggen und Wimpel, der Glanz der königlichen Familie, des Hofes, der fremden Gesandtschaften, der zahllosen Schaaren ihrer reichgalonnirten Lakaien — Alles in altfranzösischer Hofkleidung — die Portiers und Läufer mit ihren Stäben, woran große ballonförmige Silberknäufe zu sehen waren — mit gestickten Wappen auf den Livreen — die zahlreichen Stationen, d. h. die an den Straßenecken errichteten Altäre mit Blumen, Altarlichtern, Marienbildern, messelesenden Priestern und Musikbanden — und nun die Stundenlänge einer solchen Procession, an welche sich lange Reihen von Mönchen und Nonnen von den verschiedensten Ordenscostümen anschlossen — die Menge reichgekleideter Chorknaben, die als Engel mit Rosabandschleifen und Flügeln von Knittergold verkleideten Kinder — die weißen und grauen, rothen und blauen Brüderschaften in ihren sackförmigen Gewändern mit Augenlöchern, wie wandelnde Mumien anzuschauen — die tausend brennenden Wachskerzen, deren Licht-

flamme man im hellen Sonnenschein so wenig sah als den Glanz der prasselnden Feuerwerke, die am hellen Tage zu Ehren aller Heiligen abgebrannt wurden — die vielen Kirchenfahnen mit aufgestickten Heiligenbildern — die kolossalen Kreuze und silbernen Cruzifixe — überhaupt dieser glänzende Kirchenprunk in Mitten einer ungeheuren Volksmenge — und in allen Straßen, besonders der langen, mit dem Hafendamme parallel laufenden Hauptstraße — der **Rua Dereito** — diese mit Teppichen und prachtvollen Blumen geschmückten Balcons, auf welchen eine glänzende Damenwelt von der dunkelsten Hautfarbe, der die gelbe und grüne Seidenkleidung — zur Ehre der Landesfarben — jedoch nicht besonders vortheilhaft stand — die ein Meer von Diamanten und Blumen auf den schwarzgelockten Köpfen zu tragen schien — herabschauend auf eine wogende Volksmenge von schwarzen und weißen Creolen und Negern, rothen und gelben Indianern, Mulatten und Mestizen — Alles in festlichen Kleidern mit der, den Brasilianern aller Stände eigenen, Eitelkeit und Prunksucht aufgeputzt — und alle hunderttausend von — Kopf an Kopf gedrängten — Menschen niederknieend, sobald das Allerheiligste und der Monarch sich nahten — —

das Alles gewährte ein Bild von ergreifender Wirkung und trug nicht wenig dazu bei, die neue Ordnung der Dinge, trotz der schreienden Mängel der Verwaltung, in den Herzen der Brasilianer zu befestigen.

Mit der neuen Würde des Königthums hatte auch die Hofhaltung Dom João's VI. einen höheren Glanz gewonnen.

Der Adel und die Reichen drängten sich mehr als zuvor zum Palast des Königs. Das Beispiel der fremden Diplomaten, die mit allem Luxus der gebildetsten Höfe von Europa in Brasilien auftraten, hatte veredelnd auf den Geschmack gewirkt. Die eitlen Portugiesen und Brasilianer wollten den Glanz der fremden Herrschaften nachahmen; man sah schon mehrere englische Wagen von Pferden gezogen statt der altmodigen Maulthier-Sejas, weiße Bediente statt der Negersklaven in den Livreen. Die alte Hofkleidung war wieder eingeführt, und die Staatslivreen der Dienerschaft waren mit ächten Goldtressen besetzt, anstatt der früheren unächten. Die Levers des Königs waren jetzt häufiger und übertrafen bald an Glanz und Pracht die

von Lisbôa — nur fehlten hier die grandiosen Marmorhallen des Palastes von Ajuda, und die vielen Sammetkleider mit Diamantenknöpfen, Ordenssternen und Ordensbändern schienen der engen Räume des brasilianischen Königspalastes zu spotten. An Courtagen geschah die Ceremonie des Beijamão öffentlich auf einem Balcon, im Angesicht des Volks, das sich haufenweise auf dem Schloßplatz sammelte. Bei verschiedenen Gelegenheiten zeigte sich der König öffentlich in der Mitte seines Volks und legte eigenhändig den Grundstein zu einer Wasserleitung, die 5—6 Meilen weit das kühle Wasser — die größeste Segnung für ein so heißes Klima — zur Stadt führte. — Auch das Militair fing an, bessere Haltung zu gewinnen und besser gekleidet zu werden. Der König erschien bei den Revüen und wußte sich durch eine wohlberechnete Freigebigkeit und Herablassung auch bei den Soldaten beliebt zu machen.

Die Stadt selbst wurde durch das Geld und den Einfluß so vieler Fremden allmälig erweitert und verschönert. Wo es noch vor wenigen Jahren Urwald oder Sümpfe gab, sah man neue Häuser, selbst Straßen oder Vorstädte emporsteigen. Die Häuser wurden weiß angestrichen oder bemalt;

die gefängnißartigen Gitter der Jalousieen waren weggeschafft; jetzt aber wurden die höhlenartigen Vertiefungen, die dadurch hinter den Balcons entstanden waren, durch Glasthüren ersetzt. Die Balcons erhielten zierliche Gitter oder Balustraden, die mit Blumengefäßen besetzt wurden. — Reizende Quintas mit Blumengärten erhoben sich auf den erfrischenden Anhöhen jenseits der Stadt; Gras- und Gemüsepflanzungen traten an die Stelle der Wüste; die Landstraßen wurden breiter und fahrbar gemacht — eine neue Chaussée wurde durch die Sümpfe nach dem zwei Meilen entfernten Dorfe St. Christovão angelegt, wo der König sich ein kleines Lustschloß hatte erbauen lassen. Dorthin begab sich die königliche Familie nicht selten, um in der offenen Veranda die Pflanzendüfte einer prachtvollen tropischen Vegetation einzuathmen oder die entzückende Aussicht auf die grüne Inselgruppe zu genießen, welche die Bai von Rio de Janeiro schmückt.

Die Residenz hatte übrigens wieder ihren alten Namen San Sebastião angenommen. Doch alle der glänzende Schimmer und Schein, der sich über den Hof und dessen Residenz verbreitete, war nichts als die rothe Wange einer wurmstichigen Frucht. —

Der steigende Luxus bei dem Versiegen aller Erwerbsquellen, die größere Freiheit der Frauen bei ihrer klimatlichen Hinneigung zur Sinnlichkeit, der Hang zum Spiel, welcher durch die vom Könige erlaubte Einführung der holländischen Roulette auf eine entsetzliche Weise um sich griff — das waren eben so viele Ursachen des tiefen Verfalls der Sitten und des Wohlstandes, der das Innere der Familien durchdrang, während Fremde das Glück priesen, welches Brasilien durch die Verlegung des Hofes dorthin gewonnen habe.

Elfte Aufzeichnung.

Hochmuth der Königin. — Beleidigung des amerikanischen Gesandten und dessen entschlossenes Benehmen. — Die Königin entdeckt den Aufenthalt der Condeça. — Ihre Drohungen. — Dom Pedro's Besorgnisse. — Dom Miguel's Drohung. — Dessen Rohheit gegen den holländischen Geschäftsträger. — Sein Vergnügen, Menschen mit dem Lasso zu fangen. — Er empfängt eine Züchtigung. — Ueberraschendes Zusammentreffen. — Erlebnisse des Grafen von Lavradio. — Rache der Königin. — Charakterzüge von Dom Miguel. — Dessen Feindschaft gegen seinen Bruder. — Der Golf von Rio Janeiro. — Maria's reizender Aufenthalt auf einer Insel. — Scene zwischen Dom Pedro und dem Könige. — Katastrophe. —

Die Erhebung der Prinzeß-Regentin zur Königin hatte Donna Carlotta Joaquina schwindelnd gemacht vor Hochmuth.

Auf ihren täglichen Spazierritten, wobei ihre kleine unansehnliche Figur, die nach Männerart ritt, nicht eben geeignet war, durch ihre Persönlichkeit Achtung zu gewinnen, sprengten ihr Bereiter voran, die Jeden mit Androhungen von Prügeln nöthigten, vom Pferde oder aus dem Wa-

gen zu steigen. Mehrere angesehene Fremde hatte schon diese Unannehmlichkeit getroffen. Selbst der amerikanische Gesandte, gegen den die Königin wegen seiner Freimüthigkeit eine große Abneigung hegte, wurde auf solche Weise gezwungen, vom Pferde zu steigen. Doch dieser entschlossene Mann suchte ihr am folgenden Tage wieder zu begegnen, und als abermals die Bereiter mit ihren langen Stöcken auf ihn zuritten und ihm zuschrieen: «vom Pferde oder Prügel!» — hielt er still, zog ein Doppelpistol und erklärte mit entschlossener Ruhe, Jeden niederzuschießen, der sich erfrechen würde, dem Repräsentanten der freiesten Nation der Erde eine solche sklavische Erniedrigung anzusinnen. Die Königin erschrak sichtbar. «Laßt den **Maroto** *) laufen!» — schrie sie und ritt vorüber. — Der Gesandte richtete darauf eine Beschwerde an den Regenten, und dieser sah sich gezwungen, dem Vorreiter Arrest zu geben und eine Bekanntmachung zu erlassen, dahin, daß kein Fremder zu dieser Ehrfurchtsbezeigung künftig gezwungen werden solle. Seiner Gemahlin wagte er kein Wort darüber zu sagen.

---

*) Schlechten Kerl.

Bei dieser Gelegenheit war ein nicht geringer Auflauf in der Vorstadt Mata parios entstanden. Einige schrieen, der Fremde müsse gesteinigt werden, weil er der Königin den Respect verweigert habe; Andere riefen dazwischen, die Rohheit der königlichen Bereiter verletze das Gesandtenrecht und würde noch Brasilien mit den vereinigten Freistaaten in Krieg verwickeln. Dom Pedro befand sich eben bei seiner Geliebten, als der Tumult auf der Straße ihn zu der Unvorsichtigkeit verleitete, vor die Thür unter die offene Veranda des auf einer kleinen Terrasse belegenen Hauses zu treten. Die Condeça und Mariaquinha waren ihm dorthin gefolgt. Im lebhaftesten Unwillen war Dom Pedro im Begriff, dazwischenzuspringen, um sich zu erkundigen, was es gebe, auf jeden Fall die Volksmenge zu beruhigen; aber die beiden Damen bemühten sich, ihn zurückzuhalten. In diesem Augenblick kam die Königin mit ihrem Gefolge rasch vorübergeritten. Ihr kleines, rundes Gesicht war fast blau vor Aerger; aber mit ihren blitzenden unstäten Augen hatte sie einen scharfen Blick auf diese Gruppe geworfen und sie erkannt. Einen Augenblick hielt sie die Zügel ihres kleinen

dicken langzottigen Serto=Pferdes *) an und sagte laut genug, um verstanden zu werden, zu ihren Begleitern: «Das ist ja der Prinz mit seiner H... und deren Mutter. — **Machado** — die lachen über mich — **Verdadeiro**!» —

Dieser letzte, zwischen den Zähnen gemurmelte Fluch der Rache war mit einem boshaften Seitenblick begleitet — unwillkürlich ballte sie drohend die Faust. Dom Pedro, der nicht ohne Schmerz den Charakter seiner Mutter kannte, fühlte augenblicklich, daß von jetzt an die Sicherheit der Condeça und seiner Geliebten auf das Höchste gefährdet sei und dachte mit Unruhe daran, einen andern geheimen Aufenthalt für sie auszumitteln.

Für diesen Zweck bestieg er eine kleine Segelbarke, um die reizenden grünen Eilande, die sich in dem himmelblauen Meerbusen von Rio de Janeiro zerstreut befinden, und die verborgenen kleinen Buchten mit ihrer in das Wasser herabhängenden, prangenden Vegetation zu durchforschen.

Während seiner Abwesenheit sollte sich indeß die

---

*) In den **Sertões**, oder grasreichen Ebenen, des Innern findet sich diese kleine Race Pferde wild, die gezähmt dauerhafte Reitpferde abgeben.

Gefahr der beiden Frauen noch vermehren. Dom Miguel hatte von seiner Mutter die Anwesenheit derselben erfahren. Mit wildem Hohnlachen hatte er geschworen, das schöne Mädchen mit dem Lasso zu fangen und durch die Straßen von San-Sebastião zu schleifen. «Ich habe» — schrie er — «noch einen Frevel ihres Vaters gegen meine Person zu rächen!» — Doch war er nicht zu bewegen, seiner Mutter einen Vorfall zu erzählen, dessen Erinnerung schon ihm unangenehm war. Ich hörte später davon reden, denn er hatte gegen seine Vertrauten kein Hehl daraus gemacht. Hier folge, was ich erfuhr. —

Dom Miguel hatte dieselbe Gewohnheit wie seine Mutter, sich Respect zu erzwingen, nur trieb er es noch weit ärger. Gewöhnt an die hündische Demuth der Portugiesen, ärgerte er sich über die Fremden, die sich zu solchen Herabwürdigungen nicht entschließen konnten. Und so hatte er es sich denn in den Kopf gesetzt, diese Marotos, wie er sie schalt, höflich zu machen, indem er wähnte, dadurch dem Königthum einen wesentlichen Dienst zu erzeigen. — Ich selbst hatte ihn mehrere Male

gesehen, wie er mit seinem Bereiter durch die Vorstadt Mata parios sprengte und Allen, die er mit seinem langen Stocke erreichen konnte, die Hüte vom Kopfe schlug, wobei nicht selten der Kopf oder das Gesicht der Vorübergehenden getroffen wurde. Bei einer solchen Gelegenheit hörte ich eines Tages, wie er seinem Reitknechte befahl, einen vorüberreitenden Deutschen, der nicht vom Pferde gestiegen war, durchzuprügeln. Doch dieser zog seinen Säbel und ritt unangefochten davon.

Noch andere Rohheiten erlaubte sich der Infant. Ich selbst sah, wie er sich ein Vergnügen daraus machte, einer armen Witwe alle ihre Enten todt zu schießen. Alsdann ritt er, ohne Vergütung des Schadens, hohnlachend davon.

Ein andermal war ich mit dem holländischen Geschäftsträger und einigen andern Fremden ausgeritten, als wir die Unannehmlichkeit hatten, Dom Miguel zu begegnen. Da er mich kannte, so stieg ich vom Pferde, während die Andern sich begnügten, im Vorüberreiten die Hüte abzunehmen. Sogleich sprengte einer der Vorreiter heran und zwang, unter Androhung von Prügeln, den Holländer, abzusteigen. Dieser berief sich vergebens auf seinen Rang als **Chargé d'affaires** eines fremden Monar-

chen; allein der Kerl wurde immer gröber und Dom Miguel hielt in geringer Entfernung und rief: «Ha bravo, Matheo — bravo — wir wollen diesem fremden Maroto den Hochmuthsteufel austreiben — diese schlechten Kerle — sie mögen Respect lernen — schlag drauf, Matheo, wenn sie nicht absteigen.» — Unter diesen Umständen fügten sich die Fremden dem rohen Verlangen des Infanten; doch unter lauter Protestation, daß diese Huldigung erzwungen sei, und der holländische Geschäftsträger fügte die Erklärung hinzu, daß damit der Würde seiner Stellung und der Ehre seiner Nation nichts vergeben sein solle.

«Prinz» — schloß er, nachdem er abgestiegen war — «sein Sie überzeugt, daß ich darüber bei Seiner Allergetreuesten Majestät Beschwerde führen und mir Revanche zu verschaffen wissen werde.»

«Nun wohl, Mynheer» — schrie Dom Miguel spottend, indem er vorüberritt — «in diesem Falle können Sie überzeugt sein, nichts weiter zu erreichen, als daß ich Ihnen Arme und Beine entzweischlagen lassen werde.» —

Der Holländer ließ sich indeß durch diese Drohung nicht schrecken und führte persönlich Beschwerde bei dem Regenten, bewirkte jedoch mehr nicht, als

daß der Infant einen Verweis erhielt und der Diener eine leichte Arreststrafe. Der Holländer fand diese Genugthuung nicht hinreichend, forderte seine Pässe und reiste ab, um wenigstens seine Person vor der Rache des Prinzen und seiner Mutter sicher zu stellen. Man hatte Mühe, ihn nur so weit zu beruhigen, daß nicht alle diplomatische Verbindung mit dem Cabinet der Niederlande abgebrochen wurde.

Bei der letzten Anwesenheit des Hofes zu Santa Cruz machte es dem Infanten ein besonderes Vergnügen, mit dem Lasso Menschen zu fangen. Besonders die unglücklichen Negersklaven waren der beständige Gegenstand eines so entsetzlichen Muthwillens. Mehr als Einem hatte er schon die lange Lederschlinge im Vorüberjagen über den Kopf geworfen und ihn so am Boden mit fortgeschleift. Einer war erdrosselt, ein Anderer verkrüppelt, ein Dritter halb todt geschunden — indeß machte man nicht viel daraus; der Schaden nach Geld berechnet war so bedeutend nicht, und der Abgang am Menschenfleisch wurde mit der Bemerkung: «crepirt» im Etat der Sklaven notirt. Von übleren Folgen für den Infanten war indeß ein Frevel, den er sich auf der Jagd erlaubte.

Der Infant, begleitet von einigen Piãos, die auf den weiten Sertões von Santa Cruz seinen liebsten Umgang und seine Jagdgenossen ausmachten, verfolgte eben mit dem Lasso einen weißgefleckten wilden Stier. Die Behendigkeit des Thiers, welches er von der Heerde abgejagt hatte, und die in diesen Gegenden seltene Farbe und Zeichnung desselben erhöhten seinen Eifer der Jagdlust. Da er das beste Pferd ritt, so war er der kleinen Schaar seiner Begleiter weit vorausgeeilt, und im rasenden Lauf nahte sich die wilde Jagd dem tiefen Bette des gelben Flusses, der den vollklingenden Namen: Taguiah führt. Ueberzeugt, daß der Stier sich nicht den an funfzig Fuß tiefen steilen Abhang hinabstürzen werde, suchte er demselben den Weg abzuschneiden, den er am Ufer des noch ziemlich hoch angeschwollenen Stromes hinauf nahm. Plötzlich stieg aber ein einzelner Reiter aus der Tiefe des Strombettes auf einem der, am hohen steilen Ufer sich in die Höhe ziehenden, Absätze herauf, indem er sein Pferd hinter sich her zog. Es war eine kräftige, von der Sonne gebräunte Gestalt, mit einem schwarzen krausen Bart, der die ganze untere Hälfte des Gesichts bedeckte, gekleidet in die Tracht der Bewohner des Bergwerksdistricts von Minas

Geraes — mit dem breitgeränderten Strohhut, unter welchem dunkle, entschlossene Augen glänzten, mit der weißen Jacke auf der einen Schulter hängend und dem kurzen Säbel an der Seite, der kurzen Knotenpeitsche in der Hand. Sein plötzliches Erscheinen erschreckte den Stier, der einen Seitensprung machte und den steilen Abhang hinunterstürzte in die Tiefe des Flußbettes.

Wüthend darüber, seine wilde Jagd gestört zu sehen, kam der Infant Dom Miguel mit geschwungenem Lasso herangesprengt, und eben hatte sich jener Reiter wieder auf sein Pferd geschwungen, als er auch schon die Schlinge desselben über seinen Kopf geworfen fühlte. Augenblicklich gab er seinem Pferde die Sporen und folgte in der Richtung, welche der Infant mit dem am Gurt seines Pferdes befestigten Lasso genommen hatte, so schnell, daß dadurch die Gewalt des Rucks vermindert wurde, wodurch er bei der geringsten Zögerung vom Pferde gerissen wäre. Er gewann damit Zeit, den kurzen Säbel zu ziehen und den Lasso durchzuhauen. Jetzt aber verfolgte er den Prinzen, der alle Kräfte seines schon erschöpften Pferdes anstrengte, um dem wüthenden Rächer zu entkommen. Immer kürzer wurde der Raum zwischen dem Verfolger und

Verfolgten. Jener ritt eines der edelsten wilden Savannenpferde von seltener Kraft und Dauer. Nach wenigen langgestreckten Galoppsprüngen hatte der Mineiro die linke Seite des Infanten gewonnen, packte diesen in den Kragen, riß ihn mit gewaltiger Kraft vom Pferde und gab ihm einige Hiebe mit der Hetzpeitsche! —

«Halt' ein!» — schrie dieser — «ich bin der Infant Dom Miguel.»

«Und ich — der Graf von Lavradio» — sprach jener stolz und entließ den Infanten aus seinen Händen. — Dieser war todtenbleich geworden und zitterte sichtbar.

«Mein Prinz» — sprach er dann und nahm den Hut ab — «als getreuer Unterthan Seiner Allergetreuesten Majestät würde ich vom Pferde steigen und Ew. Hoheit nach Landessitte knieend die Hand küssen. Allein Sie haben sich benommen wie der roheste ungezogenste Bube, der die Züchtigung verdient hat, die ich Ihnen, ohne Sie erkannt zu haben, ertheilte. Sie sind in meiner Gewalt. Ich könnte mich rächen für die Intriguen Ihrer Mutter, die mich um das Glück meines Lebens betrogen hat; — allein — — gehen Sie — ich verachte Sie!» —

Damit wendete er sein Pferd und galoppirte davon.

Erst später erfuhr ich die Veranlassung dieses Zusammentreffens. Allerdings war der Graf von Lavradio auf speciellen Befehl des Königs — damaligen Prinz-Regenten — zu Bahia in Freiheit gesetzt; allein zugleich auf Befehl des Ministers in den unfruchtbaren Bergwerksdistrict von Minas-Geraes verbannt. Seine Familie hatte ihn dorthin begleitet. — Man wird sich erinnern, daß Mariaquinha durch Dom Miguels Bosheit bei der Ausschiffung der königlichen Familie verloren gegangen war. Man hatte sie gefunden und in das Kloster der barmherzigen Schwestern abgeliefert. Hier war sie mit ihrer Mutter wieder vereinigt und hatte mit dieser ihren Vater an seinen Verbannungsort begleitet. Jahrelang hatte diese liebenswürdige Familie dort in der strengsten Zurückgezogenheit ein Leben voll stiller Sehnsucht nach ihrer fernen Heimath, doch nicht ohne stilles Liebesglück, geführt. Mariaquinha entwickelte sich unter Sehnsuchtsschmerzen zu einer reizenden frommen Jungfrau. Ihre Liebe gewann damit an Reife und Bewußtsein.

Doch endlich konnte der Graf seine Sehnsucht

nach dem bewegten Leben, die Condeça die ihrige nach ihrem schönen Portugal, und Mariaquinha ihren stillen Liebesgram nicht länger ertragen. Die beiden Letztern entschlossen sich zu der weiten und gefährlichen Reise nach der Residenz, um noch einen Versuch zu machen, die Begnadigung des verbannten Vaters und Gatten zu bewirken. Wir wissen, wie sie auf dieser Reise Dom Pedro begegnet waren und daß dieser ihnen anfänglich in Santa Cruz, und dann in Rio Janeiro, einen nun auch für sie gefährlich gewordenen Aufenthalt verschafft hatte. Nur die Hoffnung, in diesem Verhältniß für die Erlösung ihres Gatten wirken zu können, hielt die Condeça dort zurück. Sie schrieb ihm durch ihren treuen Neger, der die Reise nach Minas Geraes machen mußte, über ihre Lage und ihren Aufenthalt, auch über die Aeußerung des Regenten zu Santa Cruz. Doch ehe diese Botschaft eintraf, hatte schon das Gouvernement dieser Provinz die nöthigen verrätherischen Befehle erhalten, welche seine Entlassung aus Villa Rica, dem Hauptort von Minas Geraes, und seine abermalige Verhaftung an der Grenze dieser Provinz zur Folge hatte. Seiner militairischen Bedeckung war er glücklich entkommen, jedoch in die Hände der Wilden gefallen. — Erst nach

einer schrecklichen und gefahrvollen Gefangenschaft unter den wilden Botocuden hatte er durch List und Entschlossenheit seine Freiheit wiedergewonnen und war jetzt auf der Reise nach Rio Janeiro, um seine Gattin aufzusuchen, als jenes Ereigniß in dem Serto von Santa Cruz und besonders das stolze Selbstgefühl, das ihn verleitet hatte, dem Infanten unvorsichtigerweise seinen Namen zu nennen — alle seine Pläne durchschnitt und ihm neue Gefangenschaft zuzog; denn der Infant hatte doch noch seine Mutter von den empfangenen Mißhandlungen benachrichtigt, und diese hatte den dienstfertigen Minister — Grafen von Santarem — bewogen, Alles aufzubieten, des Flüchtlings habhaft zu werden. Es gelang in Rio Janeiro, ehe er seine Gattin aufgefunden hatte. Seine Verhaftung geschah so geheimnißvoll, daß Niemand davon etwas erfuhr. Man hatte ihn in die furchtbaren Kerker der Ilha Cobre abgeliefert und für ewig schien damit sein Name verschollen zu sein.

Die Königin Donna Carlotta triumphirte. Sie glich dem Raubthier, dessen Wuth in demselben Maße steigt, wie die Leiden seines Opfers zunehmen. — Nun galt es noch, die Gattin und Tochter jenes unglücklichen Grafen von der Erde zu

vertilgen. Sie gab im Geheim ihre Aufträge, an Vertraute, die schon Manchen aus dem Wege geräumt hatten, der ihr unangenehm gewesen war; allein die Condeça und die reizende junge Mariaquinha waren nicht mehr in Rio Janeiro zu finden.

Dom Miguel führte nach wie vor ein rüdes Leben. Unter dem Schutz seiner intriguanten Mutter und eines pflichtvergessenen Ministers erlaubte er sich jede rohe Ungezogenheit, die ihm eben die Laune eingab. Man drohte offen oder versteckt Jedem mit dem Tode, der sich erkühnen würde, darüber Beschwerde zu führen. Der König erfuhr also entweder nichts von der schlechten Aufführung dieses jungen Bastards, oder er ignorirte dieselbe aus Liebe zum häuslichen Frieden. Das Letztere ist wahrscheinlicher — denn bei seinem mißtrauischen Wesen und Regierungssystem hatte er überall seine vertrauten Spione und Neuigkeitsträger, von welchen er den Einen oft durch den Andern beobachten ließ.

Uebrigens war Dom Miguel, nach dem Beispiele seiner Mutter und des Königs, äußerlich

fromm, besuchte täglich zweimal die Messe, ging zur Beichte und folgte mit andächtigem Augenverdrehen den kirchlichen Processionen. Er hatte sich einen Vorrath von frömmelnden Redensarten angeschafft, die er überall anbrachte, wo er glaubte, daß der König solches erfahren würde. In Gegenwart desselben oder dessen Vertrauten nahm er die Haltung der tiefsten Unterwürfigkeit an, um desto übermüthiger auftreten zu können, wo er nicht nöthig zu haben glaubte, sich den Zwang der Heuchelei anzuthun. Dabei war er eben so abergläubisch als gewissenlos. Er trug auf den Rath seiner Mutter immer einige Reliquien bei sich, um sich gegen den bösen Blick zu sichern — denn das war die Rache, die er am meisten fürchtete, indem er gegen jeden äußern Angriff durch seine hohe Stellung gesichert zu sein glaubte.

Bei dem völligen Mangel an Kenntnissen und Bildung fühlte er sich in gebildeter Gesellschaft so genirt, daß er sie mied, wo er konnte; dagegen sich desto mehr mit Stallknechten, Bedienten und Picaos, die seine täglichen Begleiter waren, umhertrieb. Da er nicht viel Taschengeld erhielt, so mußte er sich seine oft ausschweifenden Bedürfnisse entweder

auf dem Wege der Requisition *) zu verschaffen suchen, oder er borgte von seinen Umgebungen Geld, wofür er seine Protection versprach, indem er, wenn er seine Schuldner nicht befriedigen konnte, ihnen durch Verwendung bei seiner Mutter einträgliche Stellen zu verschaffen wußte, weshalb er überall offene Kasse fand.

So jung er damals noch war, so beschäftigte ihn doch ausschließlich schon das Gefühl der Rache gegen den unglücklichen Grafen von Lavradio und dessen Familie, und der Haß gegen seinen edlen Bruder Dom Pedro, dessen höhere Natur ihm ohnehin ein Dorn im Auge war.

Dom Pedro stand zu hoch, um die kleinlichen Neckereien und Intriguen seines Bruders zu beachten. Er wußte nichts davon, mit welchem Eifer dieser die Gefangennehmung des Grafen bewirkt hatte und nun Alles aufbot, ihm seine grausame Gefangenschaft noch zu erschweren, und wie viel

*) Dieses Requisitionssystem für die Bedürfnisse des Hofes war eine der schrecklichsten Plagen der Gegend um Santa Cruz. So oft der Hof dorthin zog, gingen Detachements Soldaten nach allen in der Umgegend liegenden Faciendas aus und requirirten die Bedürfnisse des Hofes. — Von Bezahlung war nicht die Rede.

Mühe er sich gab, den Aufenthalt der Donna Eleonora und deren Tochter auszumitteln. Und dennoch fühlte Dom Pedro gegen seinen Bruder die Abneigung höher begabter Menschen gegen gemeine Naturen, und dieses ließ er ihm merken, weniger durch Vorwürfe, als durch kalte Nichtbeachtung seiner Existenz und seines Treibens. Das aber gerade war um so verletzender für das Gefühl des jungen Infanten, der Dom Pedro's Zurückhaltung für Hochmuth und Stolz auf das Erstgeburtsrecht auslegte, oder wohl gar für einen stillen Vorwurf hielt wegen eines Makels an der Geburt, woran freilich Dom Miguel am wenigsten glaubte; aber er wußte, daß Gerüchte dieser Art im Umlauf gingen.

So hatte sich in seiner jungen Seele schon frühzeitig ein tiefer Groll gegen den vom Glück und von der Natur so begünstigten Bruder festgesetzt, und Dieser empfand eine Abneigung und Verachtung gegen Jenen, welche nur bisweilen sein natürliches Wohlwollen vergessen zu haben schien.

Die tiefste Quelle des unglücklichen Bruderstreits — die völlige Unvereinbarkeit der Charaktere — war damit eröffnet.

Der Golf von Rio Janeiro ist von der Natur in drei Abtheilungen getheilt. Die untere — durch eine Linie, die von dem Hügel St. Bento bis zum Vorgebirge Armazen geht, begrenzt — bildet den eigentlichen Hafen der Stadt, in welchem damals die portugiesische Flotte abgetakelt lag, während sie von den brasilianischen Bohrwürmern zernagt wurde. Die zweite Abtheilung, die sich bis zu der Ilha do Governador erstreckt, umfaßt eine große Wasserfläche, die mit mehreren reizenden Inseln bedeckt ist. Dort erhebt sich die Ilha de Enchados, eine Klippe, die spärlich mit Erde bedeckt ist und eine reizende Aussicht auf die Stadt und verschiedene malerische Partieen der Bai gewährt. Auf der Höhe dieser Insel befindet sich das Hospital der an der Elephanthiasis Leidenden — einer Krankheit, die in Brasilien häufig vorkommt. Eine Meile weiter nach Westen ragt eine Gruppe steiler Felsen aus der krystallreinen azurblauen Fluth hervor. Auf dem größesten derselben steht das Pulvermagazin, von einigen Soldaten bewacht. Oestlich von diesem Felsen ist das klare, durchsichtige Wasser beinahe 100 Fuß tief. Hier ist der Sammelplatz glänzender Delphine. Eine Welt von Miriaden Fischen und andern seltsam gestalteten Seethieren

bewegt sich in der Schwindeltiefe der See, und Vögel mit goldglänzendem Gefieder schwimmen in der reinblauen Luft. Nach Westen zu ist der sandige Meerboden so seicht, daß die spiegelhelle Fluth zum Bade einladen würde, wäre man sicher dafür, daß sich nicht dorthin bisweilen ein gefräßiger Hai verirrte. Mitten in dieser schönen Bai, die etwa zwei Meilen breit ist, befindet sich eine kleine Insel von einer so malerischen Schönheit, daß Niemand sie von der nahen Höhe herab ohne Bewunderung sehen kann. Breitblätterige Mangolienbäume, der Pisang mit den langen, wie Atlas glänzenden Blättern und dem silbergrauen glatten Stamm, die schlanke Palme mit der in den Lüften sich wiegenden Krone, die Mimose, deren zartbefiedertes Laub hoch im Aether zu schwimmen scheint — Alles durchduftet vom Arom der tropischen Gewürze, gekühlt durch die erfrischende Seeluft — bilden den malerischen Baumschlag des Innern dieser Feeninsel, deren Landungsplatz unter einem Gehänge von indianischen Feigen und blühenden Lianen, die sich im klaren Meeresspiegel baden, so verborgen liegt, daß man mit dem Geheimnisse — dieses Zauberschloß zu öffnen — vertraut sein muß, um nur den Zu-

gang zu den Reizen dieser paradiesischen Pflanzenwelt finden zu können.

Hierher hatte Dom Pedro seine geliebte Mariaquinha und deren Mutter gebracht. Ein einfaches, aber hübsch eingerichtetes und geschmackvoll decorirtes Haus hatte er von dem Besitzer, einem reichen Engländer, der nach Europa zurückging, kaufen lassen. Das Innere dieses Eilandes enthielt Orangengärten, Ananas, aromatische Melonen, Weintrauben von ungeheurer Größe, Arom und Vollsaftigkeit, und zwischen allen diesen Wundern einer prachtvollen Pflanzenwelt schlängelten sich schattige Gänge hindurch. Ueppige Ruheplätze, kühle Grotten, ein verborgenes Bad am klaren Quell — gaben diesem Aufenthalt einen unbeschreiblichen Reiz, der noch durch den poetischen Zauber einer romantischen Einsamkeit erhöht wurde.

Hier in dieser Wunderwelt, abgeschieden von all dem unruhigen Treiben des Weltverkehrs, lebten Mariaquinha und ihre Mutter in dem Zustande einer schwermüthigen und doch süßen Schwärmerei — fast ein Jahr. — Immer mehr sich isolirend, schufen sie eine Welt von Glück in ihrem Innern, nicht ahnend, daß nur zu bald die Politik des Tages, der sie so fremd geworden waren, ihr

wonniges, sonniges Traumleben zertrümmern werde.

Dom Pedro besuchte sie nicht täglich, um nicht die Aufmerksamkeit der Feinde seines stillen Glücks auf dieses Asyl seiner ersten heiligen Liebe hinzulenken; wohl aber jede Woche ein bis zwei Mal unter dem Vorwande einer Fischerei in den benachbarten Baien, einer Landpartie oder Jagd — überhaupt, jemehr er sich von aller Theilnahme an den Geschäften der Regierung zurückzog, umsomehr suchte er für sein Privatleben eine gewisse Freiheit der Bewegung zu gewinnen, und gern ließ man ihn in dieser Hinsicht gewähren, weil man froh war, den scharfen Beobachter entfernt und durch Vergnügungen zerstreut zu wissen. —

Indeß überall — auch in die Arme seiner Geliebten — begleitete ihn das drückende Bewußtsein, daß dieses Glück unmöglich von langer Dauer sein könne: der Moment rückte immer näher, in welchem es die Entscheidung galt, entweder der Thronfolge oder seiner Geliebten zu entsagen. Einem so feurigen Kopfe mit einem so heißen Herzen und einer so innigen Liebe, aber auch glühenden Ruhmbegierde — wurde die Wahl nicht leicht zwischen seiner Liebe und seinem Ruhm.

Endlich hatte ihm sein Vater Dom João eröffnet, daß er für ihn um die Hand der schönen Erzherzogin Leopoldine, Tochter des Kaisers Franz I. von Oestreich, durch den Marquis von Mariaalva, brasilianischen Gesandten am wiener Hofe, habe werben lassen und bereits die Zusage empfangen habe. Die Ehepakten wären schon entworfen und vorläufig genehmigt, und auf den 13. Mai d. J. (1817) sei der Tag der feierlichen Vermählung **par procuration** in der Hofburg zu Wien angesetzt. Es bedürfe jetzt nur noch der Formalität seiner Unterschrift zu den Ehepakten.

Damit gab er dem Minister-Staatssecretair des Auswärtigen einen Wink, und dieser trat auf Dom Pedro zu, in der einen Hand die Ehepakten, in der andern die eingetauchte Feder darbietend.

»Wie?» — rief Dom Pedro überrascht — «und dieser eine Federzug soll über mein ganzes Lebensglück entscheiden? — Eine leere Formalität wird es genannt, was gebrochene Herzen bringt? — Und man betreibt die Zurüstungen zu dem Drama, in welchem ich die Hauptperson spielen soll, so heimlich, daß der Held desselben seine Rolle erst erfährt in dem Augenblick, wo er auftreten soll? — — Das ist empörend — das ist beleidigend für mich. Ich

beschwöre Ew. Majestät, mir zu erlauben, daß ich nicht unterzeichne.» —

«Was haben Ew. Liebden für Gründe für diese befremdliche Weigerung?» — fragte der König kalt und nahm umständlich und langsam eine Priese aus seiner goldenen, mit Brillanten besetzten Tabatière — «Wie?» —

«Erstlich» — entgegnete Dom Pedro — «bitte ich um Erlaubniß, bemerken zu dürfen, daß ich noch zu jung bin — wenigstens noch Zeit habe zum Heirathen und noch keine Neigung dazu verspüre.»

«Zu jung?» — spöttelte der König nicht ohne einen Anflug von Bitterkeit, die sonst seinem sanften, frommen Gemüthe fremd war. «Wir waren auch noch Kind, als man uns mit einem Kinde — Unserer Gemahlin — vermählte ....»

«Und fühlen sich beglückt durch diese frühreife Verbindung, wobei man die Wünsche der Vermählten nicht gehört hat?» —

«Diese vorlaute Frage gehört hier nicht her» — entgegnete der König gereizt und ungewöhnlich streng im Ton — «bei den politischen Zwecken solcher Mariage kommt das Herz nicht in Frage, nur das Interesse der Staaten, deren Herrn und Eigenthümer wir durch die Gnade Gottes geworden sind.»

Diese letzte Bemerkung hatte ihres Eindrucks auf Dom Pedro nicht verfehlt.

Obgleich er nach Filangieri's freisinnigen Grundsätzen sich nie mit der Idee des **ancien régime** befreunden konnte, daß der Staat Eigenthum des Regenten sei, und im Gegentheil nach den philosophischen Ansichten Friedrichs des Großen den Regenten für den höchsten, nur Gott verantwortlichen Beamten des Staats hielt: so wagte er doch nicht, darüber mit seinem Vater zu streiten; allein nichts destoweniger hatte die Vorstellung, daß der Regent verpflichtet sei, der Wohlfahrt des ihm von Gott anvertrauten Staats das eigene Glück, selbst das Leben, zu opfern, ihn noch nie so erschütternd und so mit voller Ueberzeugung ergriffen, als in diesem Augenblick, wo — wie er nicht verkannte — eine gesunde Politik und das Interesse von Portugal und Brasilien allerdings ein solches Opfer von ihm, dem Thronfolger, forderte. Sein Herz zog sich dabei krampfhaft zusammen, und die Nothwendigkeit, hier nachzugeben, seiner Liebe und seinem Lebensglück zu entsagen, trat ihm so klar vor das geistige Auge, daß er sich mit aller Energie seines Charakters gegen eine Liebe waffnen zu müssen glaubte, die schon eine Macht über sein Gemüth

gewonnen hatte, welche seine ganze künftige hohe Bestimmung und die Wohlfahrt der ihm einst anvertrauten Völker bedrohte. Und eine Kälte durchschauerte bei diesem Gedanken sein Inneres, welche ihn selbst täuschte über die eigentliche Natur seines Gefühls. Er glaubte in diesem Augenblick wirklich, durch die Kraft eines festen Willens eine Liebe bezwungen zu haben, die noch immer in der geheimsten Tiefe seiner Seele herrschte. Schon war er im Begriff, seine Zustimmung zu erklären, als er sich erinnerte, daß er jetzt diese Gelegenheit benutzen könne, der Familie, die er unglücklich machen würde durch sein Zurückziehen, einigen Ersatz zu gewähren.

«Ew. Majestät — meines Herrn Vaters Wille» — sprach er — «ist mein Gesetz. Zuvor aber habe ich eine heilige Pflicht des Herzens und des Gewissens zu erfüllen.» — Und nun erzählte er mit der schönen Offenheit seines Charakters sein zartes Verhältniß zu Donna Maria, der Tochter des unglücklichen Grafen von Lavradio. — «Ich werde diese Liebe meiner höhern Pflicht opfern» — sprach er fest — «allein noch höher steht mir die Pflicht der Humanität, dieses Opfer an eine Bedingung der Gerechtigkeit zu knüpfen. Und so

bin ich denn zum ersten Mal in meinem Leben entschlossen, mit würdiger Festigkeit zu erklären: ich werde diese Ehepakten nicht eher unterschreiben, bis die Beweise in meinen Händen liegen, daß der Graf von Lavradio auf einem englischen Schiffe nach Portugal eingeschifft ist und daß seine Freilassung und Wiedereinsetzung in alle seine Würden und Güter feierlich decretirt und von dem jetzt im Hafen anwesenden Commodore Sir Sidney-Smith und dem englischen Gesandten, Lord Strangford, garantirt ist. — Wo nicht — so entsage ich der Thronfolge und lebe nur für das Glück meiner Liebe — der geringste Ersatz, den ich dieser unglücklichen Familie geben kann für die Zerstörung ihres Glücks durch Nachsicht gegen die Intriguen gewissenloser Menschen.»

Dabei warf er einen scharfen Seitenblick auf den erbleichenden Minister.

«Aber **Santa Madre de conceição**» — rief der Regent und schlug beide Hände zusammen — «was kann ich thun? — was soll ich thun? — Wie steht es mit dem Grafen?» — fragte er den Minister.

Der Vicomte von Santarem zog die buschigen Augenbraunen in die Höhe, zuckte mit den Achseln

auf geheimnißvolle Weise und entgegnete: «Ew. Allergetreuesten Majestät höchst erleuchtete Regierung hat dem edlen Grafen von Lavradio bereits die volle königliche Huld gewährt, indem derselbe auf Allerhöchstdero Befehl aus den Gefängnissen von Bahia entlassen, zu Minas Geraes in eine anständige und angenehme Lage versetzt und sodann vermöge eines zweiten Allerhöchsten Gnadenacts auch dieser milden Verbannung wieder entlassen war. — Allein auf der Reise hierher ist er räthselhaft verschwunden, und seitdem ist Ministerio unbekannt geblieben, was aus ihm weiter geworden. Unmaßgeblich steht zu vermuthen, daß ihn die wilden Botocuden verspeist haben werden.»

«Nun, Liebden» — sprach der König zu seinem Sohn — «Sie sehen, wie die Sache steht — die Witwe mit ihrer Tochter senden Wir nach Portugal zurück — was wollen Wir mehr?» —

«Erlauben Ew. Majestät — daß ich eine andere Version zu jenem Lügentext Seiner Excellenz mittheile.» — Und nun erzählte er, in Gegenwart des abwechselnd erröthenden und erbleichenden Ministers, von den gedrückten Verhältnissen des Conde von Lavradio im öden Bergwerksdistrict von Minas Geraes, von der Reise seiner Gattin und Toch-

ter hierher und ihren vergeblichen Bemühungen, Gerechtigkeit zu erlangen, von der Entlassung des Grafen aus der Verbannung, von der verrätherischen Verhaftung desselben, von dem Frevel Dom Miguels gegen ihn und dessen Züchtigung — denn der Infant hatte seinen Vertrauten, die aus der Ferne die Scene mit angesehen hatten, nicht verschwiegen, wer es gewesen war — und durch des Grafen Leibneger, der ihn bis zu dem Augenblick, als er verhaftet wurde, nicht verlassen hatte, hatte Dom Pedro das Weitere erfahren. Dann schloß er mit der Bemerkung: «Nach diesen Vorfällen müßte ich die Charaktere meines Bruders, leider auch meiner Mutter und dieses Herrn nicht kennen, wenn ich einen Augenblick darüber in Zweifel bleiben wollte, daß das räthselhafte Verschwinden dieses Grafen — den man in Rio Janeiro gesehen haben will — ganz allein Folge einer Intrigue ist, welche Seiner Excellenz nicht fremd sein kann und wird. — Ich habe daher nur meine Erklärung zu wiederholen, daß ich nicht unterschreiben werde, wenn nicht meine vorhin gestellte Bedingung vollständig erfüllt wird; und wenn mich nicht noch ein anderer Grund zu dieser entschlossenen Handelsweise bestimmte, so würde es der Wunsch sein, daß der

feierliche Act meiner Verbindung mit einer Kaiserstochter auch nicht durch den Schatten des Vorwurfs einer himmelschreienden Ungerechtigkeit — der Ruhm meines erhabenen Königs und Vaters verdunkelt werde.»

Es war jetzt einer der seltenen Augenblicke gekommen, in welchem das Gemüth des Königs — die Oberhand gewann über das natürliche Phlegma und die Unentschlossenheit seines Charakters. Mit einer gewissen Wärme umarmte er seinen Sohn, der niederkniete und ihm ehrfurchtsvoll die Hand küßte, — und sprach: «Erhalte Dir Gott diese edlen Gesinnungen. Seelengröße, Gerechtigkeit und Humanität eines Monarchen sind die drei Grundsäulen, worauf die Wohlfahrt seiner Völker sich erheben wird. Da ich mich schämen würde, in solchen Regententugenden Dir nachzustehen, so erkläre ich diesem Herrn hiermit, daß, wenn er nicht binnen vier Stunden die von Dir verlangten Bescheinigungen über die Freilassung und Sicherstellung des Grafen beibringen wird — er unwiederruflich entlassen und nach Minas Geraes verbannt sein wird.

Diese Sprache wirkte wie ein Zauberschlag. Der Graf wurde befreit aus den schrecklichen Kerkern des Forts der Ilha Cobre, und mit aller

Achtung für seinen Rang am Bord des Admiralschiffs empfangen. Gern verbürgten der englische Commodore und der Gesandte die Vollziehung des königlichen Gnadenacts — und nun stand nur noch der ungünstige Wind der Abreise des Grafen nach Europa entgegen — zudem der von ihm erklärte Wunsch, mit seiner Familie, deren jetziger Aufenthalt ihm unbekannt geblieben war, wiedervereinigt auf seine Güter nach Portugal zurückkehren zu dürfen.

Dom Pedro aber hatte noch das Schwerste auf dem Herzen — seine Trennung von Mariaquinha. — Um sich selbst sicher zu stellen, daß er durch ihre Thränen nicht erweicht werde, aufzugeben, was er einmal für Recht erkannt hatte — — — unterzeichnete er den Heirathscontract mit der Erzherzogin Leopoldine von Oestreich und beurlaubte sich zu einer Wasserfahrt, um, wie er offen bekannte, seiner Pflicht nun das letzte und schwerste Opfer zu bringen.

Diesen Abschied zu schildern mit den vorhergegangenen Erklärungen vermag keine Feder. Nur denke man sich keine Scene gemeinen Wehklagens, keine Versuche, den Prinzen seiner hohen Bestimmung

abwendig zu machen, keinen Gedanken von seiner Seite an eine sträfliche Fortsetzung dieses Verhältnisses im Geheim. Die Seelengröße des einen richtete sich an der Seelengröße des andern Theils auf. Und am Ende hatte doch die reine Weiblichkeit des edlen Mädchens eine höhere Resignation gewonnen, als Dom Pedro's männliche Charakterstärke. Während dieser im ungeheuren Schmerz einen Kampf des Willens mit der Leidenschaft durchkämpfte, der ihn fast vernichtete, erhob sich Mariaquinha zu dem Hochgefühl einer tugendhaften frommen Entsagung, wie sie nur dem edelsten und reinsten weiblichen Gemüth möglich ist.

Dom Pedro war ihre erste und einzige Liebe — das Ideal männlicher Hoheit; — sein Glück zu fördern, war die höchste Aufgabe ihres Lebens. Sich diesem hohen Ziel zu opfern, trug sie keinen Augenblick Bedenken; sie war ja das Geschöpf seines Muths — ohne seine Entschlossenheit wäre sie längst eine Beute des schrecklichen Hai geworden. In den bedrängtesten Lagen ihres jungen Lebens hatte er ihr rettend und schützend zur Seite gestanden — was konnte sie ihm weniger bieten dafür, als gänzliche Hingebung ihres eigenen Daseins. — Ihr klarer Verstand begriff im Augenblick, daß Dom

Pedro entweder sich der Kaisertochter vermählen, oder seiner hohen Bestimmung entsagen mußte. Er war in ihrem Auge der Gott, der zur Beglückung der Völker diesseits und jenseits des atlantischen Oceans geboren war — sollte sie ihn dieser hohen Bestimmung abwendig machen? — Das hieße sich an Gott, an der Welt und an ihm, den sie liebte, versündigen. Keinen Augenblick war sie schwankend in der Ueberzeugung, daß ihr Beruf ein höherer sei, als durch Liebe zu beglücken und glücklich zu werden. Die Entsagung sollte ihr die Palme einer himmlischen Glückseligkeit bringen. Mit ihrer Liebe hatte sie der Welt und ihren Freuden entsagt. — Still und bleich kehrte sie an der Seite ihrer wiedervereinigten Eltern nach Portugal zurück. Die Sehnsucht nach dem Himmel hatte allmälig alle die Bande, die noch ihr junges Gemüth an das Erdenleben gefesselt hielten, freundlich und mild gelöst und ein schwermüthiges Verlangen nach der frommen Abgeschiedenheit und heiligen Stille des Klosterlebens hatte ihre ganze Seele durchdrungen. —

Ihre Mütter führte mit unendlichem Schmerz die schöne bleiche Tochter in das durch die Strenge seiner Regel bekannte, dicht bei dem Palast von Ajuda belegene Kloster der Bernhardiner-Nonnen,

welches, zum Gedächtniß des Besuchs eines Engels bei der Mutter Johannis des Täufers, das Kloster der Heimsuchung genannt wird. Der Patriarch von Portugal hatte auf ihr dringendes Gesuch die Prüfungszeit des Noviziats abgekürzt, und am 5. November 1817 — an demselben Tage, an welchem die Kanonen aller Forts, die Wimpel und Flaggen aller Schiffe in der schönen Bai von Rio Janeiro die Ankunft der schönen Kaisertochter in der neuen Welt feierten, empfing Donna Maria de Crozião diesseits des atlantischen Oceans den allen Schmerz verhüllenden Nonnenschleier.

Ihre Welt war todt — für Dom Pedro aber war eine neue aufgegangen; — ihr bot der Himmel seine Friedenspalme — ihn rief die Posaune des Ruhms erst hinaus in das bewegte Leben.

Dom Miguel brütete Groll gegen seinen Bruder und Intriguen gegen den König. Große Ereignisse bereiteten sich vor diesseits und jenseits des Oceans.

Die Erzählung beginne mit der zweiten Abtheilung dieser Memoiren.

Auch Dom Epifanio, der Conde von Lavradio, blieb in seinem tiefen Groll gegen Dom Miguel und die Königin den Ereignissen nicht fremd, und

dessen finsterer Bruder, Padre Leonio — der — nachdem die schwere Prüfungszeit seines Hüteramts der im stillen Glühen geliebten Gattin seines Bruders — diese Tage voll Selbstverleugung und Selbstbeherrschung vorüber waren, — diese unglückliche Familie nach Portugal begleitet hatte — begrub sich hier in die tiefe Stille eines Klosters — jede Beförderung zu einer der höchsten Kirchenwürden ausschlagend.

Er und Mariaquinha — der Mönch und die Nonne — diese beiden, mit der Welt zerfallenen und dem Himmel zugewendeten, gebrochenen Herzen — — werden uns in der Folge der tragischen Geschichte des Hauses Braganza wieder erscheinen.

Dom João VI. und sein Hof sollten bald darauf in die revolutionairen Bewegungen der Zeit hineingezogen werden.

Ende des zweiten Theils
der ersten Abtheilung.

In demselben Verlage erschienen noch, in höchst eleganter Ausstattung, folgende sehr empfehlungswerthe belletristische Werke, welche gewiß in jedem guten Lesezirkel und Leihinstitute zu finden sind:

Janinski, E., Die Gräfin v. Kindelsberg. Historischer Roman. 2 Bände. 1838. Velinpapier. Preis 3 Thlr.

Gay, S., Der verliebte Spötter. Roman nach dem Franz. Von J. Schoppe. Velinpapier. 1837. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

Schoppe, A., geb. Weise, Die Verlorene. Ein Roman. Velinpapier. 1837. Preis 1 Thlr. 4 Gr.

— — Zeitlosen. Novellen u. Erzählungen. 2 Bde. Velinpapier. 1837. Preis 2 Thlr. 16 Gr.

Inhalt: 1r Bd. Die Maler. — Das Turnier. — Das Mordloch. — Der Kuß. 2r Bd. Die Folter. — Das Wagstück. — Victorine. — Sittengemälde des Auslandes.

— — Cyanen. Novellen u. Erzählungen. 2 Bde. Velinpapier. 1838. Preis 2 Thlr. 21 Gr.

Inhalt: 1r Bd. Eliza. — Der Wilddieb. — Die zwei Schuldigen. — Der Sängerkrieg zur Wartburg. — Das Mädchen von Navarra. 2r Bd. Die Marchese von Santoval. — Das Staatsgeheimniß. — Hertha von Reventlow. — Die Ahnungen. — Frauenlist. —

— — Octavia. Ein Roman. 2 Bde. Velinpapier. 1838. Preis 2 Thl. 16 Gr.

— — Vittoria. Roman. 3 Bde. Velinpapier. 1838. Preis 4 Thlr.

Schoppe, A., geb. Weise, Die Rache oder der Leinenweber von Segovia. Historischer Roman. 2 Bände. Velinpapier. 1839. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Velani, H. E. R., Hof und Bühne. Novelle aus dem modernen Leben. 3 Bände. Velinpapier. 1838. Preis 4 Thlr. 12 Gr.

— — Sidonia. Macht des Wahns. Historische Novelle aus dem Anfange des siebzehnten Jahrhunderts. Velinpapier. 1838. Preis 1 Thlr. 12 Gr.

— — Des Beduinen Tochter und andere Novellen und Novelletten. Velinpapier. 1838. Preis 1 Thlr.

— — Don Pedro und Don Miguel, die feindlichen Brüder. Historisch-romantische Darstellung aus der neuern Geschichte Portugals und Brasiliens. 2 Bände. Velinpapier. 1839. Preis 3 Thlr. 8 Gr.

Druck von C. Polz in Leipzig.

Kreisbibliothek Regensb.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Belani, H. E. R.,

Das Haus Braganza (von 1807 - 1832) ; histor.-romant. Gemälde in 2 Abt

Bd.: 1,2

Leipzig 1839

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Germ.1496(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11091194-1